



ISSN: 1612-5940

Unter Federführung von Eva Schlotheuber (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf / VHD-Unterausschuss "Geschichte in der digitalen Welt") und Frank Bösch (Zentrum für die Zeithistorische Forschungen Potsdam / VHD-Unterausschuss "Audiovisuelle Quellen") verabschiedete der VHD ein Grundsatzpapier zum Status der Historischen Grundwissenschaften mit dem Titel "Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer".

Das Grundsatzpapier, in dem auch ein forschungsstrategisches Interesse an den Grundwissenschaften in der digitalen Transformation zum Ausdruck kommt, wurde auf H-Soz-Kult veröffentlicht und mit einem Diskussionsforum begleitet. Dazu wurde aus dem breiten Spektrum der Historischen Kulturwissenschaften eine Reihe in- und ausländischer Kolleginnen und Kollegen zur Kommentierung und Diskussion eingeladen, um die Debatte zu stimulieren.

ISBN: 978-3-86004-313-4

Historisches Forum

18 • 2016

Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung

Herausgegeben für H-Soz-Kult von
Rüdiger Hohls, Claudia Prinz und Eva Schlotheuber



http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor

Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2



Historisches Forum

Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2
ISSN: 1612-5940

http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/

Historisches Forum 18 · 2016

Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung

Herausgegeben für H-Soz-Kult
von Rüdiger Hohls, Claudia Prinz und Eva Schlotheuber



Historisches Forum ist eine Reihe von Themenheften von Clio-online (<http://www.clio-online.de>) und seiner Kooperationspartner. Die Reihe bündelt ausgesuchte Beiträge geschichtswissenschaftlicher Online-Foren und herausragende Artikel, Debattenbeiträge, Kontroversen und Berichte zu ausgewählten historischen Fragestellungen. Sie erscheint in Kooperation mit den Verbundpartnern von Clio-online und der Humboldt-Universität zu Berlin. Jedes Heft wird von einem oder mehreren Herausgebern redaktionell betreut und enthält außer einer Einführung in das Thema auch ergänzende Verweise auf die Forschungsliteratur und andere Informationsquellen. Die Veröffentlichung erfolgt über den Dokumenten- und Publikationsserver der HUB: http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/

[Historisches Forum]

Historisches Forum - Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin
Gesamttitle: Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2
ISSN: 1612-5940

Bd. 18: **Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung**
/ hrsg. für H-Soz-Kult von Rüdiger Hohls, Claudia Prinz und Eva Schlotheuber
/ (Historisches Forum, Bd. 18) - Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin, 2016.
ISBN: 978-3-86004-313-4

Dieses Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Es unterliegt den Nutzungsbedingungen des Dokumenten- und Publikations-servers der Humboldt-Universität Berlin (<http://edoc.hu-berlin.de>). Es darf und soll zu wissenschaftlichen Zwecken und zum Eigengebrauch kopiert und ausgedruckt werden. Die weiteren Rechte an den einzelnen Texten und Abbildungen verbleiben bei den Autoren bzw. bei den im Abbildungsverzeichnis genannten Rechteinhabern. Jede kommerzielle Nutzung der Dokumente, auch von Teilen und Auszügen, ist ohne vorherige Zustimmung und Absprache mit den Serverbetreibern und den redaktionell verantwortlichen Herausgebern ausdrücklich verboten.

Geschäftsführende Herausgeber:

Rüdiger Hohls – Michael Wildt in Verbindung mit Clio-online (Rüdiger Hohls), H-Soz-Kult (Thomas Meyer – Claudia Prinz) und Zeitgeschichte-online (Jürgen Danyel – Jan-Holger Kirsch).

Redaktionsschluss: 13.10.2016
© 2016 Clio-online

Editorial	1		
<i>Eva Schlotheuber, Claudia Prinz, Rüdiger Hohls</i>			
Vorwort der Redaktion	1		
Beiträge	7		
<i>Eva Schlotheuber, Frank Bösch</i>			
Historisches Handwerkzeug im Digitalen Zeitalter	7		
<i>Eva Schlotheuber, Frank Bösch</i>			
Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Ge- schichtswissenschaft und benachbarter Fächer	16		
<i>Jeffrey F. Hamburger</i>			
Source Criticism and the Dialogue between Past and Pre- sent	21		
<i>Wolfgang Schmale</i>			
Historische Grundwissenschaften international	23		
<i>Harald Müller</i>			
Schlüsselkompetenzen der Quellenkundigkeit	25		
<i>Georg Vogeler</i>			
Digitale Quellenkritik in der Forschungspraxis	29		
<i>Jon Olsen</i>			
Digital History als Mannschaftssport	34		
<i>Claudia Märtl</i>			
Grundwissenschaften im Studium	36		
<i>Markus Krajewski</i>			
Programmieren als Kulturtechnik	37		
<i>Jochen Johrendt</i>			
Digitalisierung als Chance	41		
<i>Eva Pfanzelter</i>			
Historische Quellenkritik in Lehre und Forschung	43		
<i>Malte Rehbein</i>			
Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherr- schen, nicht beherrscht	45		
<i>Andreas Fickers</i>			
Digitale Metaquellen und doppelte Reflexivität	52		
		<i>Wolfgang Spickermann, Leif Scheuermann</i>	
		Grundwissenschaften in den Altertumswissenschaften	58
		<i>Karl Ubl</i>	
		Mehr Kooperation!	59
		<i>Thomas Rahlf</i>	
		Die Ironie der Geschichte	62
		<i>Philipp Reick</i>	
		On the Bias of Big Data: A Response to Malte Rehbein	65
		<i>Katrin Moeller</i>	
		Grundwissenschaften als Masterdisziplin der Nachnutzung	69
		<i>Peter Haslinger, Tatjana Tönsmeier</i>	
		Vom digitalen Umgang mit ediertem Grauen – forschungs- ethische Fragen	72
		<i>Torsten Hiltmann</i>	
		Hilfswissenschaften in Zeiten der Digitalisierung	79
		<i>Gregory Crane</i>	
		Source Criticism in the Digital Age	84
		<i>Jan Keupp</i>	
		Die digitale Herausforderung: Kein Reservat der Hilfs- wissenschaften	89
		<i>Henrike Lähnemann</i>	
		Zur Situation der Grundwissenschaften in Großbritannien	93
		<i>Hendrik Mäkelar</i>	
		Hilfswissenschaftliche Kenntnisse für ignoti: Eine schwe- dische Perspektive	96
		<i>Latorin Armstrong</i>	
		Ancillary Disciplines: A Report from Canada	100
		Register	103
		Autorinnen und Autoren der Beiträge	103

Editorial

Vorwort der Redaktion

von Claudia Prinz, Eva Schlotheuber und Rüdiger Hohls

Liebe Leserinnen und Leser von H-Soz-Kult, nie zuvor waren mehr historische Quellen und Handschriften so einfach zugänglich wie heute. Inzwischen stellt der digitale Zugang zu den leicht verfügbaren Kopien von digitalisierten Beständen aus Bibliotheken, Archiven und Museen schon fast die Regel und nicht mehr die Ausnahme dar. Digitalisierung wird für wissenschaftliche Informationseinrichtungen zusehends eine normale Dienstleistung. In den DFG-Praxisregeln „Digitalisierung“ von 2013 heißt es eingangs unter Zielstellung deshalb auch: „Digitalisierung gilt heute als ein zentrales Instrument für die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung und die sich entwickelnden Digital Humanities. Die direkte Forschung mit den Quellen wurde und wird durch Digitalisierungsmaßnahmen erheblich erleichtert – bei gleichzeitiger Schonung der kostbaren, bisweilen fragilen Originale.“¹ Gute Zeiten also für Historikerinnen und Historiker, sollte man meinen. Darüber hinaus erlaubt die Digitalisierung erstmals auch den einfachen Zugang zu Quellen für das nichtprofessionelle historisch interessierte (Laien-)Publikum, demokratisiert somit die Quellenzugänglichkeit bei niedrigen Kosten für die Nutzer.

Die Verfachlichung und Professionalisierung der Geschichtswissenschaft ging über weite Strecken kongruent mit der Institutionalisierung großer und langfristiger Editionsprojekten. Ziel von Editionen und Regesten war es und ist es immer noch, Quellen zu inventarisieren, zu ordnen, zu erschließen, zu transkribieren und unter Bezugnahme auf Sekundärliteratur zu kommentieren bzw. mit einem Sachkommentar zu versehen. Die Grundlagenarbeit mündet(e) in einen vertrauenswürdigen Text, der dann einem größeren Kreis von Forscherinnen und Forschern zugänglich gemacht wurde bzw. wird. Auch die großen historischen Quelleneditionen sind inzwischen mehr oder weniger alle den

¹ DFG- Praxisregeln „Digitalisierung“, DFG-Vordruck 12.151 – 02/13, S. 5. http://www.dfg.de/formulare/12_151/12_151_de.pdf (02.11.2015).

Weg der Digitalisierung gegangen.² Neue Editionsprojekte fördert die DFG in der Regel nur noch, wenn sie konzeptionell auf eine digitale Veröffentlichung im Open Access ausgerichtet sind. Nur erfolgt die Massendigitalisierung historischer Quellen meist nicht im Rahmen von Editionen.

So weist die Deutsche Digitale Bibliothek Anfang November 2015 knapp 18,1 Millionen Objekte nach, davon 6.129.980 mit Digitalisat. Das kulturelle Gedächtnis und Erbe Deutschlands (und das vieler anderer Länder) vollzieht gerade einen radikalen technischen und organisatorischen Systemwechsel.³ Dieser Wechsel, so der Kunsthistoriker Bernhard Serexhe, „vom analogen zum digitalen kulturellen Gedächtnis hat sich in den letzten drei Jahrzehnten unaufhörlich beschleunigt. Er ist dem Prinzip nach vollzogen. Eine offene Diskussion darüber, ob und in welcher Form das kulturelle Gedächtnis – Literatur, bildende Kunst, historische Dokumente, Filme, Fotografien – den zukünftigen Generationen am besten überliefert werden sollte, wurde nicht geführt. Die von der Politik versprochenen Vorteile und von der Wirtschaft erwarteten Gewinne der von oben verordneten digitalen Revolution wurden von breitesten Teilen der Nutzer freudig begrüßt und angenommen. Der Fortschritt geschah – rückblickend – ungefragt und unaufhaltbar.“⁴

² Hier können nur Hinweise auf ein paar ausgewählte wichtige historische Quelleneditionen im Web gegeben werden: Regesta Imperii, <http://www.regesta-imperii.de/startseite.html>; Monumenta Germaniae Historica, <http://www.mgh.de/dmgh/>; Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik, <http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0000/index.html>; Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, <http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/index.html> (alle 02.11.2015). Dagegen verfolgt eines der jüngeren großen Editionsprojekte überraschenderweise keinen digitalen Ansatz; es handelt sich um das Editionsprojekt: „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945“ - [http://www.edition-judenverfolgung.de/\(02.11.2015\)](http://www.edition-judenverfolgung.de/(02.11.2015)).

³ Im Anschluss an den Schock und die Debatte, den das Projekt Google-Books 2004 in Frankreich auslöste, kommt dem Projekte „Gallica“ der Bibliothèque nationale de France in Europa Pioniercharakter beim Aufbau eines digitalen kulturellen Gedächtnisses zu: <http://gallica.bnf.fr/> (03.11.2015). Seit 2007 wird mit Mitteln der Europäischen Union die virtuelle Bibliothek Europeana, die der europäischen Öffentlichkeit das kulturelle und wissenschaftliche Erbe Europas von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart in Form von digitalen Bild-, Text-, Ton- und Video-Dateien zugänglich machen soll: <http://www.europeana.eu/portal/> (03.11.2015).

⁴ Bernhard Serexhe, Skizzen zum Systemwechsel des kulturellen Gedächtnisses, in: Publikation der Deutschen Digitalen Bibliothek (21.10.2015) - <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/content/ueber-uns/aktuelles/skizzen-zum-systemwechsel->

Allein die Deutsche Digitale Bibliothek macht Millionen digitalisierter (historischer) Dokumente und Objekte zugänglich, angereichert mit Metadaten, aber überwiegend ohne Information zum Entstehungskontext, ohne Transkription oder erläuternden Kommentar.

Quellenkritik und Medienkritik – brauchen wir das (noch)?

Es steht die Frage im Raum, wie sich diese anschwellende „Flut“ historischer Quellen in Deckung bringen lässt mit der tradierten historisch-kritischen Methode, auf die die meisten Historikerinnen und Historiker mit Verweis auf die eingeschlossenen wissenschaftlichen Kriterien (Heuristik, Quellenkritik, Textkritik, Objektivität, Konstruktivismus) nach wie vor zu recht verweisen. Die Debatte um die Weiterentwicklung unserer Methoden ist in den „Digital Humanities“ in vollem Gang.⁵ (Wie) sollte unsere Zunft ihre fachlichen Standards angesichts digitaler Quellen überdenken? Ein signifikanter Teil der digitalisierten Quellen kann nur von Spezialisten gelesen und interpretiert werden, wenn es sich beispielsweise um Handschriften oder bildhafte Darstellungen handelt. Allerdings, mittelalterliche Handschriften, Siegel oder Sütterlin im Original zu lesen und zu entschlüsseln – das ist eine Kunst, die vom Aussterben bedroht ist. Und auch die immer wichtiger werdenden visuellen, auditiven oder audiovisuellen Quellen der Moderne stellen methodisch eine echte Herausforderung dar, auf die Studierende und angehende Historiker/innen im Studium kaum mehr systematisch vorbereitet werden. Sprachliche Hürden kommen hinzu – im Hinblick auf die alten Epochen ebenso wie mit Bezug auf transnationale und globalgeschichtliche Forschungen.

Historische Originale werden in Zeiten der Digitalisierung mit großem Aufwand im Open Access zur Verfügung gestellt. Allein die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat 2012 und 2013 rund zwei Millionen Euro für die Digitalisierung von originalen Handschriften und Archivalien bewilligt. Das Arbeiten mit den Originalquellen ist für

des-kulturellen-gedaechtnisses-ein-beitrag-von-bernhard-serexhe (02.11.2015).

⁵ Peter Haber, *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*, München 2011; Eva Pfanzelter, *Von der Quellenkritik zum kritischen Umgang mit digitalen Ressourcen*, in: Martin Gasteiner / Peter Haber (Hrsg.), *Digitale Arbeitstechniken für die Geistes- und Kulturwissenschaften*, Stuttgart und Wien 2010, S. 39-49; Franco Moretti, *Distant Reading*, London 2013.

Studierende attraktiv und wird stark nachgefragt, aber das Fach Historische Grundwissenschaften / Historische Hilfswissenschaften, das diese Fähigkeiten vermittelt, hat zwischen 1997 und 2011 rund ein Drittel der Lehrstühle verloren – diese Entwicklung vollzog sich quasi parallel zur digitalen Überformung des wissenschaftlichen Arbeitens, ohne dass hier ein Zusammenhang unterstellt werden soll. Ab einem gewissen Ausmaß des Lehrstuhl-Abbaus ist das Wissen ganzer Disziplinen gefährdet. Eine Abwärtsspirale setzt sich in Gang: Nicht nur bei den Studierenden kommt das Wissen nicht mehr an. Durch den Nichtgebrauch leidet auch die Expertise der Lehrenden. Was tun? Sollen sich die traditionellen Historischen Grundwissenschaften mit den „Digital Humanities“ vermählen oder gar in diesen aufgehen?

Die Hochschulen erkennen die Problematik nicht, und im Ringen mit den Präsidien, Rektoraten oder Fakultäten um eine adäquate Ausbildung hat ein Fach wie Historische Grundwissenschaften oder auch das Fach Geschichte auf sich gestellt kaum eine Chance, zumal dieser Grundlagenforschung (vielfach zu Unrecht) auch nicht der Ruf vorausseilt, Motor großer Verbundprojekte zu sein. Aber wollen wir wissenschaftliche Ausbildung und wissenschaftliches Arbeiten auf unmittlere Drittmitteltauglichkeit verkürzen? Der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (VHD) hat sich deshalb dieser Thematik angenommen, die epochenübergreifend eine große Herausforderung darstellt, um eine Diskussion anzuregen, was zu den Grundkompetenzen einer nachhaltigen wissenschaftlichen Ausbildung für Historikerinnen und Historiker im 21. Jahrhundert gehören kann und muss?

Unter Federführung von Eva Schlotheuber (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; VHD-Unterausschusses „Geschichte in der digitalen Welt“) und Frank Bösch (Zentrum für die Zeithistorische Forschungen Potsdam; VHD-Unterausschuss „Audiovisuelle Quellen“) verabschiedete der VHD ein Grundsatzpapier zum Status der Historischen Grundwissenschaften mit dem Titel „Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer“. Mit der Geschäftsstelle des Verbandes sind wir übereingekommen, das Grundsatzpapier, in dem auch ein forschungsstrategisches Interesse

an den Grundwissenschaften in der digitalen Transformation zum Ausdruck kommt, parallel über H-Soz-Kult zu veröffentlichen und mit einem Diskussionsforum zu flankieren. Dazu haben wir aus dem breiten Spektrum der Historischen Kulturwissenschaften eine Reihe von in- und ausländischen Kolleginnen und Kollegen zur Kommentierung und Diskussion eingeladen, um die Debatte zu stimulieren. Natürlich gilt die Aufforderung zur Diskussion vor allem Ihnen, den Leserinnen und Lesern von H-Soz-Kult. Diese Beiträge wurden zwischen November 2015 und Januar 2016 auf H-Soz-Kult veröffentlicht. In diesem Heft dokumentieren wir alle Beiträge ebenso wie eine neue, ausführliche Einleitung von Eva Schlotheuber und Frank Bösch.⁶ Bei der Lektüre wünschen wir Ihnen viel Vergnügen.

Für die Redaktion von H-Soz-Kult
Eva Schlotheuber, Claudia Prinz und Rüdiger Hohls

⁶ Unter der <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2866> können Sie nunmehr das Grundsatzpapier des VHD einsehen, unter der <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2878> die englische Fassung. Eine Übersicht über alle Beiträge des Diskussionsforums finden Sie hier: <http://www.hsozkult.de/text/id/texte-2890>.

Beiträge

Historisches Handwerkzeug im Digitalen Zeitalter

von Frank Bösch und Eva Schlotheuber

Im Herbst 2015 veröffentlichten wir ein Positionspapier des Verbands der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) zur Quellenkritik im digitalen Zeitalter. Der Text, der von uns auch als Angehörige der VHD-Unterausschüsse „Geschichte in der Digitalen Welt“ sowie „Audiovisuelle Quellen“ verfasst wurde, verfolgte zwei Stoßrichtungen, die nicht zwangsläufig zusammen gehören, aber durchaus zusammen betrachtet werden können: Einerseits nimmt er den Abbau der Stellen für „Historische Grundwissenschaften“ zum Anlass, die Vermittlung grundlegender Fähigkeiten in den Geschichtswissenschaften zu reflektieren. Andererseits fordert er, dass sich unser Fach stärker mit den Herausforderungen auseinandersetzen muss, die uns sowohl die Digitalisierung von Quellen und Darstellungen als auch neue mediale Quellen bescheren. Damit thematisiert das Positionspapier zwei wichtige Kompetenzen der universitären Ausbildung des Fachs, nämlich die Zukunft des klassischen und des künftigen quellenkritischen Handwerkzeugs der Historikerinnen und Historiker. Offen lässt das Papier die Frage, wie sich die Vermittlung dieser zentralen Kompetenzen im universitären Alltag unter den Bedingungen von BA und MA gestalten kann.

Vielleicht war es gerade dieser übergreifende Blick auf traditionelle und künftige Kompetenzen von Historikern, der für überraschend viele Kommentarbeiträge in einem Diskussionsforum von H-Soz-Kult sorgte, die in dieser Ausgabe des Historischen Forums nun gebündelt präsentiert werden. Unser Papier fand grundsätzlich viel Zustimmung. Seine kritische Diskussion, in die wir hier strukturiert einführen wollen, ging dabei in zwei Richtungen: Insbesondere Vertreter älterer Epochen betonen, dass die Studierenden kaum noch grundlegende handwerkliche Fähigkeiten besäßen, deren Vermittlung somit Vorrang vor einer „digital history“ haben müsse; dagegen argumentieren andere, insbesondere Kollegen der Neuesten Geschichte und der Fachinformatik, dass wir die nötigen Kompetenzen im Feld der digitalen Geschichte viel weiter und

umfassender ausbauen müssten. Insofern wurde das Positionspapier zurecht sowohl als „Klageschrift“ als auch als Appell verstanden, die in der universitären Ausbildung vermittelten Grundlagen des Fachs noch einmal neu zu überdenken.

1. Quellenkritik im digitalen Zeitalter

Die in dieser Diskussion angerissenen Herausforderungen im Umgang mit digitalen Quellen lassen sich hier nur grob zusammenfassen. Zurecht wird betont, dass für die Arbeit mit digitalen Quellen prinzipiell zunächst ähnliche Anforderungen gelten wie bei analogen. Kritisch den Inhalt digitalisierter Quellen zu prüfen, ist nicht nur bei der Transkription älterer Zeugnisse nötig, sondern auch bei digitalen Editionen von gedruckten Massenquellen aus der jüngsten Zeit. Nicht nur die automatisch eingescannten Ausgaben der ZEIT waren lange äußerst fehlerhaft. Selbstverständlich kann sich die künftige historische Ausbildung nicht darauf beschränken, die Authentizität von digitalisierten Quellen zu befragen, sondern muss wie bislang deren Genese insgesamt in den Blick nehmen. Gerade die Erstellung von online besonders leicht verfügbaren Quellen (wie Statistiken, Meinungsumfragen, Pressemeldungen) lässt sich jedoch kaum rekonstruieren. Hier eröffnet sich besonders in der Zeitgeschichte eine Kluft zwischen einer denkbar offenen Zugänglichkeit von Quellen und einer neuartigen Geheimhaltung; wie etwa Meinungsinstitute ihre Daten genau gewichten, wird bislang auch fast 70 Jahre später nicht offen gelegt. Wie *Wolfgang Schmale* in seinem Beitrag betont, sind Historiker noch weniger darauf vorbereitet, die Erkenntnisse quellenkritisch zu lesen, die seit dem 20. Jahrhundert zunehmend von der Naturwissenschaft aufgebracht werden.

Die neuen methodischen Herausforderungen hängen eng mit der Ausgestaltung der digitalen Wende zusammen. Wäre es die ideale Welt der Historiker, wenn alle Quellenbestände, von den Archivalien, den mittelalterlichen Handschriften, Inkunabeln und Frühdrucken bis hin den frisch freigegebenen Regierungsbeständen digitalisiert sind? *Eva Pflanzelters* Beitrag warnt zurecht vor „Datenfriedhöfen“, andere, wie *Markus Krajewski*, vor gewaltigen Investitionen in Digitalisierungen, ohne dass die methodischen, fachlichen und technischen Kompetenzen zur Auswertung der Daten bzw. Digitalisate wenigstens in der

Fachcommunity vorhanden wären. Wichtig ist zudem der Hinweis von *Peter Haslinger* und *Tatjana Tönsmeier*, dass nicht alles unbesehen auf den Scanner gehöre, sondern ethische Fragen zu berücksichtigen sind, gerade bei Quellen zu Gewalt und Verfolgung. Uferlose Aktenberge, die allein die Enthüllungen von Wikileaks oder die „Panama-Papers“ hinterlassen, begünstigen Zufallsfunde mit Stichwortsuche, erschweren dagegen eine Gewichtung der jeweiligen Bedeutung und des Kontextes von Dokumenten.

Die Digitalisierung nivelliert Quellen und fördert die Kontingenz bei der Auswertung, was positive und positivistische Effekte haben kann. Nötig ist deshalb eine wissenschaftliche Ausbildung, die am Original Fragen der Materialität und Überlieferungskontexte vermittelt und die in gleicher Weise auch systematische qualitative Zugänge zu diesen Datenmengen eröffnet und in methodischer Hinsicht Strukturierungen anbietet, um jeweils relevante Quellen zu ermitteln und die Relevanzkriterien nicht den Suchmaschinen zu überlassen. Ebenso, wie *Thomas Rahlf* unterstreicht, wäre mit den Methoden der Sozialwissenschaften der Umgang mit seriellen Quellen einzuüben. Denn während diese in den 1980er-Jahren – mit dem Aufkommen der Computerisierung – neue Aufmerksamkeit fanden, spielen sie heute, wohl auch mangels Ausbildung, kaum noch eine Rolle, obgleich eine eigentümliche Melange von hermeneutischen und empirischen Wissenschaftstraditionen auszumachen ist, so *Andreas Fickers*. Für Analysen des „Semantic Web“ hingegen fehlt, wie *Katrin Moeller* anführt, eine Diskussion über die relevanten Begrifflichkeiten.

Malte Rehbeins Beitrag verweist grundsätzlich darauf, dass nicht das Sammeln digitaler Daten das Ziel sein kann, sondern die historische Erkenntnis. Auf Tagungen zur Digital History oder entsprechenden Sektionen auf Historikertagen werden regelmäßig neue Tools vorgestellt, die neue Erkenntnisfortschritte versprechen. Akzeptanz in der breiteren Community können die digitalen Tools jedoch erst erreichen, wenn sie bei konkreten wissenschaftlichen Sachthemen tatsächlich neue Ergebnisse ermöglichen. Bisher geht es jedoch noch viel zu häufig um Fragen der Methode und Darstellung als um Befunde. Insofern wäre für den nächsten Historikertag anzuregen, anstelle vieler Einzelsektionen zur Digital History einzelnen Protagonisten in diesem Feld in thematischen

Sektionen ein Forum zu geben, um dort den Mehrwert ihrer Zugänge gemeinsam zu diskutieren.

2. Digital History versus Grundwissenschaften oder eine neue Quellen- und Medienkritik?

Liegt die Zukunft der „Historischen Grundwissenschaften“ in Professuren für Digital History? Einige Beiträge, wie die von *Georg Vogeler*, *Torsten Hiltmann* und *Gregory Crane*, deuten dies an und betonen kritisch, dass sich die Grundwissenschaften zu sehr von dem Fach Geschichte und seinen Innovationen abgekoppelt und auf das deskriptive Sammeln und Katalogisieren beschränkt hätten. Freilich wird in Zukunft wohl kein universitäres Institut ohne eine Expertise für Digital History auskommen und die Arbeit mit und an digitalen Tools zur Erschließung erfordert eine eigene Ausbildung. Derartige Stellen können jedoch schon allein deshalb die meist in der Mediävistik angesiedelten Kompetenzen der Historischen Grundwissenschaften nicht einfach ergänzen, weil diese im Curriculum des BA und MA Geschichtsstudiums nicht verankert sind und kaum noch vermittelt werden. Eine Verschmelzung digitaler und bisheriger grundwissenschaftlicher Kompetenz bezeichnet *Jan Keupp* daher als „faulen Kompromiss“. In der Tat muss die Ausbildung der Quellenkritik epochenspezifisch vermittelt werden, wie *Harald Müller* anmerkt. Von einem Werkzeugkasten auszugehen, aus dem sich Historiker von der Antike bis zur Gegenwart zu bedienen, wäre naiv, und die Vermittlung digitaler Kompetenzen ist kein Allheilmittel, um die Einheit des Faches zu retten. Wie auch *Jeffrey Hamburgers* und *Claudia Märts* Beiträge betonen, kommt es weiterhin auf die Vermittlung basaler Kompetenzen an, wie das Entziffern von Handschriften oder das Verständnis älterer Texte nicht zuletzt mithilfe entsprechender Sprachkompetenz und historischem Kontextwissen. Deutschland scheint bei letzteren ins Hintertreffen zu geraten, da zwar die Englisch- und Lateinkompetenz recht hoch ist, aber außer Französisch und Russisch auch bei den professionellen Historikern kaum weitere Sprachkompetenz zu finden ist. Wegweisende Studien zur außereuropäischen Geschichte entstehen daher außerhalb von Deutschland, besonders in den USA und Großbritannien. Deutschland verfügt über zahlreiche Lehrstühle für Altgriechisch, Sanskrit oder nordische Sprachen, aber fast keine Exper-

ten für die Neueste Geschichte Griechenlands, Indiens oder Schwedens. Auf die Lehre von digitalen Kompetenzen lässt sich die Modernisierung des historischen Handwerkzeugs somit nicht beschränken.

Die Digital History unterscheidet sich somit deutlich von den historischen Grundkompetenzen, die stärker epochenspezifische Qualifizierungen abverlangen, doch sind beide in gleicher Weise notwendig. In den Debatten über das Internetzeitalter wird vielfach hervorgehoben, dass sich selbst die basale geisteswissenschaftliche Kulturtechnik, das Lesen, zunehmend verändert und in ein sprunghaftes Suchen verwandelt hat. Quelleneditionen oder Monographien gehen weiterhin von einem idealen Leser aus, der die Werke von der ersten bis zur letzten Seite liest, weshalb bei deutschen Büchern selbst Sachregister ungewöhnlich sind. Tatsächlich wird die Geschichtswissenschaft im Zuge der Digitalisierung zunehmend mit Techniken des Suchens und Findens arbeiten, die über eine einfache Stichwortsuche bei Google hinausgehen. Ebenso erschöpft sich die Aufbereitung von Erkenntnissen eben nicht mehr in der Textproduktion, sondern wird zunehmend in Datenbanken, Visualisierungen und quantifizierenden Darstellungen präsentiert, vielleicht künftig auch in audiovisuellen Darstellungen. Bislang werden Vor- und Nachteile dieser digitalen Angebote in der Fachcommunity jedoch kaum systematisch diskutiert. Rezensionen sind eine Seltenheit, worauf *Karl Ubl* zurecht verweist, die jedoch eine wichtige Voraussetzung für eine bleibende Relevanz digitaler Angebote im Fach wären.

Wie auch *Jon Olsens* Beitrag argumentiert, werden die neuen Möglichkeiten die bisherigen Formen der interdisziplinären Zusammenarbeit verschieben, von den Geographen und der Geodäsie über die Literatur- und Medienwissenschaften bis hin zur Computerlinguistik, die seit langem räumliche Daten oder Semantiken digital analysieren und visualisieren. An ihre seit längerem entwickelten Methoden dürfte eine künftige Digital History anschließen. Deutschland ist hier sicherlich kein Vorreiter, trotz der großen Fördermittel, die jüngst etwa das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) beschert hat. Nicht nur in den USA haben wir seit längerem zahlreiche Stellen in den Digital Humanities, sondern zunehmend auch in den unmittelbaren Nachbarländern Deutschlands. So entstand gerade an der Universität Luxemburg eine Professur für „Contemporary and Digital History“ mit einem gut

ausgestatteten Digital History Laboratory, das Andreas Fickers leitet.¹ In Deutschland haben bezeichnender Weise kleine geisteswissenschaftliche Institute wie in Wuppertal maßgebliche Schwerpunkte ausgebildet, um in Forschung und Lehre digitale und Print-Editionen zu analysieren, worauf der Beitrag von *Jochen Johrendt* verweist. Nachdem viele Fachdidaktiker sich in der letzten Zeit für die Public History geöffnet haben, also die öffentlich verhandelte Geschichte in den Medien, in Museen oder im Internet, wäre es auch für die Lehramtsausbildung naheliegend, die digitale fachhistorische Kompetenz auszubauen. Generell gilt jedoch weiterhin: Neue Tools zur elektronischen Bearbeitung von Big Data-Quellen oder für elektronisch aufgearbeitete klassische Quellen allein sind keine hinreichende Lösung, um gute wissenschaftliche Arbeiten mit neuen Erkenntnissen zu produzieren. Hierfür benötigt man weiterhin das einst auf hohem Standard entwickelte Handwerkzeug der kritischen Quellenkunde aus der vordigitalen Zeit, Muße für längere Archivaufenthalte und eben gute kreative Fragestellungen. In dem Sinne kann die Digital History eben nur eine ‚Hilfs‘wissenschaft sein. Aber gerade weil auch die neuen medialen Quellen zwar leicht zugänglich, aber eben nicht selbst-erklärend sind und die Fragestellungen unserer Forschungen immer anspruchsvoller werden, ist eine derartige Hilfe nötig.

3. Deutsche Ressentiments? Zurückhaltung bei online-Publikationen

Muss man überhaupt noch für digitalisierte Quellenangebote werben? Der internationale Vergleich zeigt, dass Bibliotheken, Archive und Unternehmen in den westlichen Nachbarländern deutlich mehr digitale Angebote sowohl für Historiker und Historikerinnen als auch für die interessierte Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Dadurch gerät nicht nur die deutsche Forschung ins Hintertreffen, sondern auch die Forschung über die deutsche Geschichte. Wer sich einen Eindruck über die Ausgangsbedingungen verschaffen will, vergleiche nur einmal die Online-Auftritte der britischen National Archives, der Library of Congress in Washington, DC oder der INA in Paris mit den entsprechenden Angeboten des Bundesarchivs, der Deutschen Nationalbibliothek oder

¹ Vgl. <http://www.dhlab.lu/> (05.10.2016).

des Deutschen Rundfunkarchivs. Aufschlussreich ist auch ein Vergleich der Quellenangebote der „Presidential Libraries“ der USA mit den fünf Politikergedenk-Stiftungen des Bundes.

Ebenso scheinen bei den deutschen Historikern die Bedenken gegen Online-Veröffentlichungen weiterhin vergleichsweise groß zu sein. Dies zeigt sich zumindest bei einigen großen Editionsprojekten, die von etablierten Kollegen und Institutionen getragen werden, aber weiterhin vorerst nur in Buchform erscheinen. Dies gilt erstaunlicherweise besonders für die Zeitgeschichte. So ist nicht beabsichtigt, die auf 16 Bände angelegte Edition „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945“ online zu veröffentlichen, ebenso erscheinen die Editionen der Briefe zentraler deutscher Politiker oder auch die Vorstandsprotokolle der Parteien nicht online, obgleich sie mit öffentlichen Mitteln von den Parteistiftungen und Bundesstiftungen zum Gedenken an führende Politiker ediert werden und auf eine große Verbreitung abzielen. Im Beirat einer dieser „Politikergedenkstätten“ wurden entsprechende Vorschläge von Fachkollegen damit abgewehrt, es könnte Missbrauch mit den Quellen betrieben werden. Diese Angst vor einem falschen Gebrauch der digitalisierten Quellen unterstreicht ebenfalls den Bedarf nach einer wissenschaftlichen, quellenkritisch geschulten Ausbildung bei deren Nutzung.

Gründe für diese Distanz gegenüber Online-Publikationen sind ungeklärte Fragen des Urheberrechts, die nach wie vor offenen Fragen der (technischen, vor allem aber finanziellen und institutionellen) Nachhaltigkeit digitaler Angebote und die weiterhin großzügige Förderung von Druckkosten in Deutschland, die es erlaubt, Tagungsbände, Festschriften oder Editionen trotz sehr hohem Finanzierungsbedarf als Bücher erscheinen zu lassen. Eine wichtige Ausnahme ist etwa mittlerweile die digitale Edition der Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, deren Quellentexte vor der Printeditionen erscheinen. Die aufwendig edierten Akten des Auswärtigen Amtes erscheinen hingegen weiterhin nur gedruckt, ab 2017 aber nun endlich mit einer „moving wall“ von vier Jahren auch im Open Access. Diese Editions politik verschiebt unmerklich auch die Themen und die Aufmerksamkeit im Fach. In Großbritannien werden dagegen von den National Archives grundlegende Dokumente

auch als Faksimile breit online zugänglich gemacht, neue Aktenveröffentlichungen werden beworben und nicht selten gleich von den Medien aufgegriffen. Dies dürfte mit erklären, warum in den USA und Großbritannien die Regierungspolitik wesentlich stärker in zeithistorische Analysen eingebettet wird. Im internationalen Vergleich fällt zudem auf, dass Medienquellen in Deutschland besonders schwer zugänglich sind, obgleich sie von öffentlich-rechtlichen Sendern von der Bevölkerung finanziert wurden. In Frankreich, Italien oder den USA können Historiker auf wichtige Beiträge des Fernsehens, Radios oder Filme aus dem 20. Jahrhundert online zugreifen und es erfolgen systematische Sammlungen. Wer hingegen in Deutschland auch nur eine bestimmte ältere Ausgabe der Tagesschau einsehen will, muss aufwendig in Archiven recherchieren und mit hohen Gebühren eine Einsicht beantragen. Dies liegt an dem in Deutschland besonders strengen Urheberrecht, das zudem stark vom Print-Zeitalter her gedacht ist. Wie jüngst ein im Auftrag des Verbands der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) und der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM) erstelltes Rechtsgutachten zeigte, bewegen sich Wissenschaftler in Forschung und Lehre bei der Nutzung von audiovisuellen Quellen fast immer in einer Grauzone.²

Dagegen haben kommerzielle Unternehmen mitunter auf eigene Kosten ihre Hinterlassenschaft digitalisiert und stellen sie kostenlos zur Verfügung. Eine Vorreiterrolle nahmen in Deutschland in der Zeitgeschichte das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ und die Wochenzeitung „Die ZEIT“ ein, die ihre früheren Ausgaben komplett online stellten. Seitdem verweisen die Fußnoten von studentischen Hausarbeiten, Dissertationen und Fachartikeln zur Zeitgeschichte ganz überproportional häufig darauf, wie die Sicht des „Spiegels“ war. „Der Spiegel“ wird damit zur vielfach angeführten Sicht der Öffentlichkeit und zum zentralen Bestandteil der deutschen Geschichte, was bei jeder Nennung zugleich eine Werbung für das Blatt und Klicks im Online-Portal bedeutet.

² Gutachten unter: <http://www.historikerverband.de/verband/stellungnahmen/verwendung-av-quellen.html> (05.10.2016). Zur Interpretation des Gutachtens: Frank Bösch / Christoph Classen / Leif Kramp, Rechtliche Rahmenbedingungen für den wissenschaftlichen Umgang mit audiovisuellen Quellen: Zusammenfassung eines Gutachtens, in: Rundfunk und Geschichte 41/3-4 (2015), S. 36-46.

4. Perspektiven

Zusammenfassend können wir festhalten: Die digitale Wende stellt neue Herausforderungen an das Fach, die erst langsam wirklich in den Blick geraten. Digitale Quellen und Studien spielen in Deutschland zunehmend eine Rolle, so dass es notwendig erscheint, den Umgang damit zu problematisieren. Die universitäre Ausbildung entscheidet über die grundlegenden Kompetenzen der kommenden Historikergenerationen und muss deshalb auf diese neuen Herausforderungen reagieren. Die Historischen Grundwissenschaften standen lange in dem Ruf, eine rückwärtsgewandte Disziplin für Spezialisten zu sein. Dadurch wurde übersehen, dass die für alle Historiker grundlegenden Kompetenzen, nämlich die vormodernen und modernen Quellen lesen und einordnen zu können, an den Universitäten im Fach Geschichte kaum noch vermittelt werden. Doch bauen nicht nur die Archive, Bibliotheken und Museen, sondern auch viele andere einschlägige Institutionen als wichtige Arbeitgeber der Historiker darauf, dass diese Fähigkeiten an der Universität vermittelt werden. Und kann es bei Licht besehen wirklich altmodisch sein, wenn sich die Historiker auf ihre Quellen verstehen? Die neuen Herausforderungen der digitalen Wende können vielleicht dazu genutzt werden, den Zuschnitt der universitären Ausbildung an diesem Punkt neu zu überdenken. Insofern bleibt unser Fazit relevant: Die „digitale Wende“ erfordert somit *mehr* und *vertiefte* Kompetenzen sowohl in der klassischen Quellenkritik als auch der Medienkritik. Die Entgrenzung des Zugangs zu historischen Originalquellen durch Open Access muss mit einer wachsenden Kompetenz der heutigen und zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer in der Quellen- und Medienkritik einhergehen. Nur so können wissenschaftliche Standards nachhaltig gewahrt werden und die Ergebnisse deutscher Forscherinnen und Forscher international standhalten. Diese Kompetenzen zu vermitteln, gehört zu den genuinen Aufgaben der universitären Ausbildung der Geschichtswissenschaften. Mit der augenblicklichen Ausstattung der historischen Institute oder Seminare ist diese gewachsene und im Prozess der digitalen Wende aktuelle, dringliche Aufgabe aber nicht zu leisten. Dafür sind möglicherweise neue Strukturen notwendig, aber ein erster wichtiger Schritt besteht vielleicht schon darin, zu diskutieren, welche Kompetenzen für eine wissenschaftliche Ausbildung zukünfti-

ger Historikergenerationen notwendig und unerlässlich sind.

Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer

von Eva Schlotheuber und Frank Bösch

Die Kompetenz, schriftliche und materielle Originalquellen vergangener Zeiten entschlüsseln und für die eigenen Fragestellungen fruchtbar machen zu können, ist die Grundvoraussetzung für die Arbeit aller historisch ausgerichteten Disziplinen — nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in benachbarten Fächern wie den Philologien, der Philosophie, Theologie, Kunst- oder der Rechtsgeschichte. Die Fähigkeit zur eigenständigen Erschließung und wissenschaftlichen Würdigung (Quellenkritik) der Originalüberlieferung markiert einen wesentlichen Unterschied zwischen Geschichtsinteresse und Forschung.

Vormoderne Quellen

Für die Vermittlung dieser Kompetenzen (Paläografie, Kodikologie, Epigraphik, Diplomatik, Numismatik, Aktenkunde, Heraldik, Siegelkunde) sind die Historischen Grundwissenschaften zuständig, die heute jedoch aus der deutschen Hochschullandschaft zu verschwinden drohen. Zwischen 1997 und 2011 hat das Fach ein Drittel der Lehrstühle verloren. Die Situation wird durch die parallel stattfindende Reduzierung mittellateinischer Studienangebote, die traditionell grundwissenschaftliche Ausbildung in Paläografie, Kodikologie und Bibliotheksgeschichte einschließen, weiter verschärft.

Grundlegende Kenntnisse und Fähigkeiten drohen deshalb nicht nur bei den Studierenden, sondern langfristig auch bei den Lehrenden in einem Maße abzunehmen, dass die kulturelle Überlieferung der Vergangenheit nicht mehr eigenständig erschlossen und beurteilt werden kann. Bereits jetzt ist die Kompetenz, mittelalterliche, frühneuzeitliche und selbst Handschriften und Akten bis zum frühen 20. Jahrhundert sowie antike oder mittelalterliche Inschriften, Texte oder Papyri lesen und einordnen zu können, an vielen universitären Standorten fast ver-

schwunden. Ein regelmäßiges Angebot der Historischen Grundwissenschaften existiert nur noch an wenigen Universitäten. Einst gehörte das Fach zu den international angesehensten Disziplinen der deutschen Wissenschaft, das mit seinem herausragenden Ruf zahllose Forscherinnen und Forscher aus dem Ausland an deutsche Einrichtungen zog. Im Rahmen großer Quelleneditionen (*Corpus Inscriptionum Latinarum*, *Inscriptiones Graecae*, *Monumenta Germaniae Historica*) sind klassische und digitale Editionstechniken und Methoden der Quellenkritik entwickelt worden, die weltweit standardsetzend gewirkt haben. Dort, wo sie fest verankert sind und an den wissenschaftlichen Nachwuchs weitergegeben werden können, entfalten sie diese Wirkung auf internationaler Ebene auch heute noch. Auch im Bereich der Erschließung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriftenerbes gilt der in Deutschland erreichte Stand dank jahrzehntelanger Förderung durch die DFG international als vorbildlich. Auf diese Weise werden wichtige Quellenbestände systematisch der weiteren Erforschung verfügbar gemacht, ein Fundus, dessen Nutzung freilich entsprechend ausgebildete Wissenschaftsgenerationen verlangt.

Moderne und zeitgeschichtliche Quellen

Jenseits der Erschließung vormoderner Quellen sind mit der Zeitgeschichtsforschung neue Herausforderungen entstanden, für die profunde Kenntnisse der Medien- und Quellenkritik ebenso zentral sind.

Erstens haben die statistische Vermessung der Gesellschaft und der Aufstieg der Sozialwissenschaften dazu geführt, dass Historiker zunehmend mit den Ergebnissen von komplexen Datenerhebungen arbeiten, ohne deren Entstehung nachvollziehen zu können. Um sie nicht naiv zu übernehmen, sind Kenntnisse über die jeweiligen Erhebungstechniken von Nöten.

Zweitens haben visuelle, auditive und audiovisuelle Quellen einen herausragenden Status für die Geschichte des 20. Jahrhunderts, ohne dass jedoch Historikerinnen und Historiker bislang adäquat in ihre Analyse eingeführt werden. Auch digitalisierte Massenquellen (etwa Zeitungen) bilden methodisch eine neue Herausforderung. Die Vermittlung von grundlegenden medienanalytischen Werkzeugen ist daher als Teil der Historischen Grundwissenschaften unerlässlich.

Drittens ist die Geschichtswissenschaft nicht mehr in erster Linie national zentriert. Die zunehmend globale Orientierung erfordert eine Quellenanalyse, die über die klassischen Aktenformate weit hinaus reicht. Spezifische Methoden der Zeitgeschichtsforschung, wie die Oral History, gewinnen ein neues Gewicht, ebenso Kompetenzen bei der Erforschung interkultureller Kommunikation, um global zirkulierende digitale Zeugnisse zu interpretieren.

Zu den Folgen fehlender basaler Kompetenzen

Derzeit bereitet die DFG durch zwei Pilotphasen eine systematische Digitalisierung historischer Originalquellen im Open Access durch eine gemeinsame Anstrengung der Bibliotheken und Archive vor, was mit einem großen finanziellen Einsatz verbunden sein wird. Dementsprechend wird ein nennenswerter Teil der für die historische Forschung und fachspezifische Informationssysteme bereitgestellten Gelder für Digitalisierungsvorhaben und moderne Verwaltungssysteme der Digitalisate aufgewendet, was grundsätzlich zu begrüßen ist und im Interesse der deutschen Geschichtswissenschaft liegt, die sich für die Herausforderungen der digitalen Ära außergewöhnlich breit geöffnet hat. Nur läuft diese sinnvolle Investition wissenschaftlich ins Leere und kann ihr Potenzial nicht entfalten, wenn die wissenschaftliche Community sukzessive die Fähigkeit verliert, dieses immense und zunehmend besser zugängliche kulturelle Erbe adäquat zu erschließen und für die eigene Forschung fruchtbar zu machen. Sie muss vielmehr notwendiger Weise flankiert werden durch eine Verankerung von Grundwissenschaften an möglichst allen Historischen Seminaren, die systematisch die Kompetenz zur wissenschaftlichen Arbeit mit den historischen Materialien und zusätzlich auch fachbezogene digitale Kompetenzen vermitteln. Dies gilt in gleicher Weise für die quellenbasiert arbeitenden Philologien und andere historisch ausgerichtete Disziplinen, deren spezifische Zugangsweisen zum kulturellen Erbe in der akademischen Ausbildung abgebildet werden müssen.

Die Hochschulen erkennen nicht hinreichend die Problematik, dass hier einerseits Wissen verloren geht, das später nur schwer wieder an den Universitäten etabliert werden kann, und andererseits auch keine Fähigkeiten vermittelt werden, die der digitalen Herausforderung an

unser Fach gerecht werden. Beides ist heute unverzichtbar und trifft bei Studierenden und Nachwuchswissenschaftlern auch auf ein großes Interesse. Die Seminare und Sommerakademien, in denen das Arbeiten mit den Originalquellen eingeübt wird, sind ebenso attraktiv und stark nachgefragt wie jene, in denen digitale Kompetenzen vermittelt werden. Ein Ersatz für systematische Grundbildung aber können solche Sommerschulen niemals sein. Wer sich in diese Richtung bewegt und die Grundwissenschaften – statt sie zu erweitern – aus dem regulären Studienablauf ausgliedert, der riskiert:

Erstens, dass die deutsche Forschung den Anschluss an die angelsächsische Forschung verliert, die sich aktuell im Bereich der Grundwissenschaften noch stark an Deutschland und Österreich mit seinen dort verbliebenen und nach wie vor herausragenden grundwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen orientiert und diesen zugleich breit um fachbezogene digitale Fähigkeiten erweitert hat.

Zweitens droht durch den dramatischen Mangel an grundwissenschaftlichen Kompetenzen die Anschlussfähigkeit der universitären Forschung an die kulturbewahrenden Institutionen, wie Bibliotheken, Archive und Museen gänzlich verloren zu gehen. Sie sind in entscheidendem Maße darauf angewiesen, dass Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler für die Bearbeitung und Nutzung ihrer Bestände an den Universitäten gut und umfassend ausgebildet werden können.

Integration der Digital Humanities

Die Historischen Grundwissenschaften vermitteln die notwendigen und basalen Kompetenzen, um unser kulturelles Erbe zu erschließen und für die eigene Zeit fruchtbar zu machen. Sie werden in den Sammlungen und Museen, in den Archiven und Bibliotheken ebenso dringend benötigt wie die Fähigkeit, die Möglichkeiten und neuen Horizonte der Digital Humanities adäquat nutzen zu können. Nur durch eine Integration der Digital Humanities kann sich hier die entscheidende Synergie entfalten, nur so können ihre Ergebnisse im wissenschaftlichen Diskurs aufgegriffen, aus verschiedenen Perspektiven geprüft und in unterschiedlichen Kontexten fruchtbar gemacht werden. Die Zusammenarbeit und Synergie von Universität und außeruniversitären

Institutionen hat in der Vergangenheit nicht unwesentlich zur Attraktivität deutscher Forschungseinrichtungen und zu dem international großen Renommee der deutschen Forschung auf diesem Gebiet beigetragen. Wenn das kulturelle Erbe durch Digitalisierung einer breiten wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, müssen die historisch arbeitenden Disziplinen umso mehr dafür Sorge tragen, dass die Fähigkeiten, mit diesem Erbe angemessen umzugehen, nicht verloren gehen und immer wieder neu erworben werden können.

Fazit

Die „digitale Wende“ erfordert somit mehr und vertiefte Kompetenzen sowohl in der klassischen Quellenkritik als auch der Medienkritik. Die Entgrenzung des Zugangs zu historischen Originalquellen durch Open Access muss mit einer wachsenden Kompetenz der heutigen und zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer in der Quellen- und Medienkritik einhergehen. Nur so können wissenschaftliche Standards nachhaltig gewahrt werden und die Ergebnisse deutscher Forscherinnen und Forscher international standhalten. Diese Kompetenzen zu vermitteln, gehört zu den genuinen Aufgaben der universitären Ausbildung der Geschichtswissenschaften. Mit der augenblicklichen Ausstattung der Historischen Institute oder Seminare ist diese gewachsene und im Prozess der digitalen Wende aktuelle dringliche Aufgabe aber nicht zu leisten. Hier sind das Fach, die Universitäten und die Politik aufgerufen, neue Lösungen zu finden.

Auf einen Blick

- Historische Grundwissenschaften sind die Kompetenz, schriftliche und materielle Originalquellen vergangener Zeiten zu entschlüsseln und für eigene Fragestellungen fruchtbar zu machen
- Die Historischen Grundwissenschaften betreffen vormoderne, neuzeitliche und zeitgeschichtliche Quellen als auch deren Digitalisate
- Die „digitale Wende“ erfordert somit mehr und vertiefte Kompetenzen sowohl in der klassischen Quellenkritik als auch der Medienkritik
- Nur eine feste Verankerung der Historischen Grundwissenschaften in den Lehrplänen des Faches Geschichte verhindert einen drohenden

Kompetenz- und Reputationsverlust der deutschen Forschung

Eine englische Fassung des Textes finden Sie hier: <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2878>.

Source Criticism and the Dialogue between Past and Present

von Jeffrey F. Hamburger

The authors' call for competence is in effect an appeal to slow down. In a day and age in which it seems that every scholar, should he or she wish to establish their critical reputation, must call for yet another turn, to the point that one's head spins, and in which claims of methodological innovation, often made in the context of hard-fought competition for funding, have become so commonplace that the very idea of genuine innovation borders on becoming meaningless, stopping to consider our sources and how we approach them makes a good deal of sense. Without access to the sources, the collective anchor of historical inquiry, our investigations threaten to become rudderless, no less than they would be if we failed to consider historiography or methodology. It would be ironic indeed if precisely as more and more sources are made available through digitization and sifted via „Big Data“, our students' ability to analyze or even to read them were to disappear for lack of the will to invest in essential, if not necessarily the most sexy, skills that provide the bedrock of the historical disciplines.

It could, in fact, be argued that the humanistic disciplines in general are conservative by nature, if not by nature of their methods, which inevitably and necessarily change as the societies that shape historical inquiry and which are shaped by it in turn themselves undergo all manner of transformations, then because it is essential that means of access to certain forms of knowledge must be preserved if that knowledge is to be transmitted, let alone be reevaluated. Without languages, we cannot read foreign, let alone dead languages. Without paleography, we cannot read older scripts. Fighting with the German army on the Russian front in World War I, my grandfather kept diaries that I would love to read, but cannot, as they are written in German shorthand scripts that are as

incomprehensible to me as they are to most German students today. Just recently the head of the research arm of Washington D.C.'s United States Holocaust Memorial Museum told me that there are certain aspects of the subject's history that lack for students simply because they cannot read the handwriting in which the sources are written. And if this is true of twentieth-century sources, imagine the challenges for previous periods!

It is striking that the statement does not even once employ the term „Hilfswissenschaft“ to refer to those academic pursuits that, with some exceptions, were first fully developed in the German-speaking world and that, as the authors point out, to this day remain the source of considerable admiration (with, it must be added, a healthy admixture of skepticism regarding certain forms of neo-positivism). „Hilfswissenschaft,“ which in English has long since been used as a loan word to describe what otherwise are known as „auxiliary sciences,“ suggests that such subjects as paleography, codicology, diplomatics, numismatics and the like are secondary in status, handmaidens to the full-fledged humanistic disciplines. Yet the term's absence from the statement is symptomatic of the fact that in the midst of what some have called the material turn – itself a reaction to the retreat of all things palpable and sensible into the flatlands of virtual space – what used to be considered auxiliary disciplines have become independent areas of inquiry in their own right. Charters, documents, handwriting, epigraphy, manuscript glosses and many other material manifestations of the past provide fascinating embodiments of mediality and material culture. They are technologies in their own right, no less epochal than those that are transforming our own world. Our awareness of the ways in which the current media revolution is upending not just the quantity but also the quality of an ever-increasing flood of images and information as well as the ways in which human beings interact with it has sharpened our understanding of comparable moments in the past. Without this perspective, we may well be mastered by the media that we have created rather than remaining, as we should, their critical consumers. The choice is not or should not be between the new and the old, the innovative versus the conservative, but rather about how to rethink and reevaluate the old in terms of the new and, no less, the new in terms

of the old. Without this dialogue between past and present and the means to keep it alive, our sense of ourselves and our possibilities for the future will be greatly diminished.

Historische Grundwissenschaften international

von Wolfgang Schmale

Eva Schlotheuber und Frank Bösch sprechen eine zentrale Problematik an. Die These, dass die Historischen Grundwissenschaften ausgebaut, statt abgebaut werden müssen, ist treffend. Die angeführten Gründe sind zutreffend. Mein Kommentar geht aufgrund der grundsätzlichen Übereinstimmung darauf ein, wo weitere Probleme liegen und welche Umsetzung Chancen haben könnte.

Es macht im Jahre 2015 nur bedingt Sinn, den nationalen, das heißt bundesdeutschen, Wissenschaftsraum so in den Vordergrund zu stellen, wie dies im Positionspapier geschieht. England und Österreich werden zu Recht ausdrücklich dafür erwähnt, dass die Historischen Grundwissenschaften dort nach wie vor eine wenigstens angemessene institutionelle Existenz führen. Außer der *École des Chartes* in Paris ließen sich weitere hier einschlägige Einrichtungen erwähnen, die in einer europäisch gedachten wissenschaftlichen Ausbildungslandschaft ihre Rolle spielen oder wenigstens spielen könnten.

Da der Kommentator an der Universität Wien tätig ist und sich derzeit als Vizedekan für den Geschäftsbereich Lehre mit solchen Fragen auseinandersetzt, läge es nahe, darauf zu verweisen, dass etwa in den Wiener Altertumswissenschaften die gesamten Historischen Grundwissenschaften inklusive der inzwischen beinahe einzigartigen Numismatik, der Epigraphik und Papyrologie gelehrt werden. Dasselbe gilt für die Ägyptologie, die Etruskologie, die Judaistik, oder, auch in Richtung Archiv, Bibliothek, Digitalisate, einschließlich klassischer Felder der Grundwissenschaften, für den Master „Geschichtsforschung, Historische Hilfswissenschaften und Archivwissenschaft“, der durch ein „Erweiterungscurriculum“ im BA-Studiengang Geschichte vorbereitet bzw. ergänzt wird. Studierende aus Deutschland würden ein Studium

dieser Kompetenzen in Wien wohl nicht verschmähen – aber in Bezug auf eine europäische Betrachtungsweise wäre das dennoch zu kurz gedacht.

Es bedarf also ergänzend einer entsprechenden Sprachkompetenz für England, Frankreich und andere nicht deutschsprachige Länder, um die an europäischen Universitäten vorhandenen Ausbildungskapazitäten in Historischen Grundwissenschaften breit nutzen zu können. Anders ausgedrückt: In die Studierenden und damit künftigen Forscherinnen und Forscher müsste massiv investiert werden. Weiter gedacht, heißt dies, dass die meisten Studienpläne, beginnend beim BA, verändert werden müssten: Mehr Grundwissenschaften, mehr Sprachkompetenzen aufbauen/fördern, mehr praktische Forschung schon im BA, um die Kompetenzen zu festigen. Mehr die Frage nach der Relevanz von Forschung stellen, und das, was den Studierenden vermittelt wird, mehr auf die tatsächliche praktische Anwendung ausrichten, damit Studierende schon im Studium (ja: auch im BA-Studium) Forschungsergebnisse erzielen, mit denen sie nach Außen gehen können.

Das Problem liegt tatsächlich tiefer: Grundwissenschaftliche Kompetenzen haben sich durch das Auftreten genuin digitaler Quellen wie auch sehr unterschiedlicher Praktiken der Digitalisierung von Quellen vermehrt, während die bisherigen alles andere als obsolet sind. Schon in der Beziehung muss schlicht mehr erlernt werden, was sich auch in Studienplänen niederschlagen muss. Aber damit ja nicht genug: Auch die Geistes- und Kulturwissenschaften dürfen sich nicht dem Umstand verschließen, dass die – ich drücke es bewusst ganz einfach aus – Natur selber eine ausdifferenzierte und umfassende historische Quelle ist. Die Forschung an dieser Quelle ist weitgehend den Naturwissenschaften überlassen, höchstens übernehmen die Geistes- und Kulturwissenschaften von dort Ergebnisse (z.B. für die Umwelt- und Klimageschichte). Ihre eigene Kompetenz, mit solchen Quellen selber umzugehen, steckt noch nicht einmal in den Kinderschuhen. Die damit verbundene interdisziplinäre Forschungsweise müsste sich ebenfalls institutionell niederschlagen, das heißt in Professuren/Lehrstühlen mit entsprechender Doppel- oder Mehrfachkompetenz. Dasselbe gilt mit Blick auf Digital Humanities und Informatik – noch sind Geisteswissenschaftler/innen, die auch ‚genuine‘ Informatiker/innen sind, abzählbar.

Die Digitalisierung von historischen Quellen hat eine gewisse Eigen- dynamik gewonnen, an der DFG-Programme, wie Schlottheuber und Bösch herausstellen, einen wichtigen Anteil haben. Handelt es sich da- bei aber um die Digitalisierungen, die wir für die kommenden großen Forschungsfragen brauchen? Ich kann hier keine Szenarien erstellen, obwohl dies sehr verlockend wäre, aber die Frage an sich gehört dis- kutiert. Fragen wir uns selbstkritisch, in welche Forschungsdynamiken wir eingebunden sind und ob die tatsächlich etwas wert sind! Vielleicht wäre es wichtiger, die Quellen der Gegenwartsgeschichte unter Einsatz grundwissenschaftlicher Methoden zu digitalisieren bzw. genuin digital entstandene/vorliegende Quellen grundwissenschaftlich zu begleiten und aufzubereiten?

Daher noch einmal: Das Problem liegt tiefer, als es im Paper ange- dacht wird. Im Grunde ist die Debatte über Historische Grundwissen- schaften ein Hebel, ein paar Fragen an den Stand und das Selbstver- ständnis des Faches zu stellen, die zu wenig gestellt werden.

Schlüsselkompetenzen der Quellenkundigkeit

von Harald Müller

Dem Positionspapier des VHD kann man mit Blick auf die Situations- analyse nur zustimmen. Die Kombination aus Grundwissenschaften (die man im modernen Jargon treffender „Schlüsselkompetenzen“ nen- nen sollte, weil ohne sie der eigenständige Zugang zu den Medien der Vergangenheit und den von ihnen transportierten Inhalten verstellt bleibt) und der in breitester Offensive vorgetragenen Digitalisierung von Kulturgut offenbart in der notwendigen Deutlichkeit die Dimension des Problems: Noch nie standen die Bemühungen zur Sicherung und Verfügbarmachung des historischen Erbes in einem so krassen Miss- verhältnis zur Aufschlüsselbarkeit wie heute; und erst recht morgen, sofern der Kurs nicht noch deutlich korrigiert wird. Damit droht die Di- gitalisierungsoffensive in einen medialen, technisch hochwertigen und gut verfügbaren Illustrationsfundus zu münden, der letztlich nurmehr bestaunt, kaum noch bearbeitet werden kann.

Das Papier ist im Kern in einem positiven Sinne konservativ, ohne dass es bei der bloßen Forderung nach Bewahrung stehen bliebe. Die zu- treffenden Einzelbeobachtungen müssen hier ebenso wenig wiederholt werden wie die einleuchtende Schlussfolgerung, dass die Hinwendung zu den Digital Humanities und die technisch begünstigte flächendecken- de Zurverfügungstellung historischer Originalüberlieferung fundierte Quellen- und Medienkunde sowie Quellenkritik nicht überflüssig ma- chen, sondern im Gegenteil den Ausbau von deren Erforschung und Vermittlung erfordern. Der Appell, den Schlüsselkompetenzen im di- rekten Umgang mit den jeweiligen Medien der Vergangenheit eine ihrer fundamentalen Rolle in der Wissenserschließung angemessene Auf- merksamkeit und strukturelle Verankerung in Lehre und Forschung zu gewähren, ist folgerichtig. Dabei sollte man allerdings nicht stehen bleiben.

Eine „Verankerung der Grundwissenschaften an möglichst allen His- torischen Seminaren“ ist unbestritten wünschenswert, aber in der Per- spektive noch sehr vage. Denn es stellen sich für ein solches Vorhaben drei drängende Fragen: erstens welche Disziplinen diesen „Grundwis- senschaften“ zuzurechnen sind, ob sie zweitens überhaupt eine Einheit bilden und nicht zuletzt drittens: in welcher Konstellation sie an den Universitäten und Forschungseinrichtungen wissenschaftlich verfolgt und auch gelehrt werden können.

Die sukzessive Reduzierung institutionell verankerter hilfswissen- schaftlicher Spezialkompetenz an den Hochschulen, die das Papier konstatiert, und der mangelnde Raum für deren Vermittlung in den eng geschnittenen Curricula der Bachelor- und Masterstudiengänge hat in den letzten Jahren semistrukturelle Auffangmaßnahmen provoziert, die vor allem den Ausbildungsstand des eigenen Nachwuchses in Richtung umfassender Quellenkompetenz durch Sommerschulen oder ähnliches zu heben suchen. Für den Bereich der mittelalterlichen Geschichte sind hier die Blockveranstaltungen etwa der Münchener Professur für His- torische Grundwissenschaften und Historische Medienkunde oder der Mittelalter-Lehrstühle in Aachen, Düsseldorf und Wuppertal zu nennen, die jeweils in Kooperation mit den *Monumenta Germaniae Historica* in München durchgeführt werden. Sie demonstrieren beides: die for- cierte Randständigkeit, in die die Grundlagenausbildung zusehends

geraten ist, und den Kampf dagegen. Diesen Sommerschulen gelingen methodische und theoretische Sensibilisierung und Anleitung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer für Urkundenlehre und die Eigenheiten des Briefs, für die heuristische Problematik einzelner Quellengattungen oder das Aussagepotenzial von Bildquellen auch, weil sie sich konzentrieren, sich spezialisieren auf bestimmte Betrachtungsobjekte, deren Materialität, Überlieferung und Interpretationsmöglichkeiten.

Den „Grundwissenschaften“ als Ganzes wird dies kaum gelingen. Zu vielfältig sind die Anforderungen, die die Vielzahl der Quellengattungen in ihren variablen Erscheinungsformen den Interessierten abverlangen. Medienwandel und Medienwechsel, dazu die Umstellung auf digitale Arbeitsweisen produzieren zudem stets neue Schleier, die es professionell zu lüften gilt. Sie lassen aber auch den Kanon der Disziplinen anwachsen, die zur Aufschlüsselung der Quellen beherrscht werden müssten und die je nach Objekt stark variieren können. Die „Grundwissenschaften“ sind ein gutes Stück weit Werkzeugkasten, aus dem sich Historikerinnen und Historiker situativ angemessen bedienen. Schon das gesamte traditionelle Spektrum der Disziplinen von der Paläografie bis zur Numismatik und von der Kodikologie bis zur Heraldik und Insignienkunde verlangt ein hohes Maß an Spezialisierung in der Forschung. Sie ist in den Hilfswissenschaften deshalb oft sektoral stark fokussiert, mitunter in der Addition der Kennerschaften besonders erfolgreich. Das Disziplinenbündel als Ganzes erscheint dagegen kaum lehrtauglich. Nicht von ungefähr gibt es hier eine hohe Quote von Lehraufträgen für Spezialisten, die das universitäre Angebot mit ihrer forschungspraktischen Expertise anreichern.

Aus diesem Grunde ist es mit dem Plädoyer für eine systematische Verankerung allein nicht getan. Eine solche Verankerung setzte die Ergänzung der noch bestehenden grundwissenschaftlichen Lehrstühle voraus bzw. besser noch den zeitgemäßen Wiederaufbau der mit diesem Namen umschriebenen historischen Disziplinen. Dass dies unter Einschluss einer umfassenden Quellenkunde des Digitalen erfolgen muss, steht außer Frage. Die Faszination des Machens überwiegt auf diesem Feld oft noch zu deutlich die kritische Durchleuchtung der spezifischen Bedingungen der Informationsgenerierung und Kommunikationsgestaltung. Schon deshalb kann es bei der Umsetzung des Positionspapiers

kaum um eine bloße Wiederverankerung der „Grundwissenschaften“ alter Schule gehen.

Vielmehr sollten die immense Variabilität der Quellenzugriffe mit den daraus resultierenden vielfältigen methodischen Anforderungen und zugleich die Lehrproblematik bei der Neugestaltung ernst genommen werden. Beides verlangt aus praktischen Gründen eher nach Schwerpunktbildung statt nach kanonorientierter Breite. Dass an den Universitäten mit Blick auf das Mittelalter Kerndisziplinen des Quellenzugriffs wie Paläografie, Diplomatie oder Epigrafik – andere werden mit gutem Grund anderes nennen – zum selbstverständlichen Bestand der Lehre gehört, ist erfreulich oft zu beobachten. Dies lässt sich sicher ausbauen, hierauf lässt sich aber auch aufbauen. Mit Originalüberlieferung zu arbeiten, ist zunächst eine Haltung. Sie setzt die Auseinandersetzung mit und die Aneignung der notwendigen Kenntnisse und Kritikfähigkeit in Gang. Wenn dies an allen Historischen Seminaren und durch alle Epochen als Grundkultur geschichtswissenschaftlichen Arbeitens spürbar würde, wäre für eine Wiederverankerung der Grundwissenschaften der Boden gut bereitet: Quellenkundigkeit allüberall.

Bei der strukturellen Umsetzung sollte man freilich einem Schwerpunktkonzept den Vorzug geben. Nicht an jedem Universitätsstandort kann und muss Diplomatie im Fokus stehen, Paläografie ist von fundamentaler Bedeutung, aber ihre Erforschung hochspeziell. Editionsproblematiken haben mit den *Monumenta Germaniae Historica* einen weltweit anerkannt kompetenten Ort, das frisch bewilligte Graduiertenkolleg in Wuppertal könnte ein weiterer Nukleus der Thematik werden. Nicht überall kann Kodikologie überzeugend gelehrt und weiter erforscht werden, sicher aber an den großen Bibliotheken mit Handschriftenabteilungen. Für Münzen, Siegel, Bildkunde sind ähnliche Kopplungen denkbar und ist die Bildung von Kompetenzzentren wünschenswert. Denkt man an Verfahren zur Datierung von Objekten, gerät gar die Bindung an geisteswissenschaftliche Institutionen in Zweifel.

Die Wiederverankerung der Grundwissenschaften an den Historischen Seminaren und Instituten ist ein sinnvolles Ziel mit hoher Dringlichkeit. Dem VHD gebührt Dank dafür, dass er das Thema explizit aufgegriffen hat, den Verfassern des Positionspapiers dafür, dass sie dabei

die gesamtkulturelle Bedeutsamkeit der Überlieferungskompetenz so entschieden in den Vordergrund gerückt haben. Der Erfolg der hier angestoßenen Ideen wird neben dem Willen der Politik in meinen Augen von zwei Dingen abhängen: der Festigung einer überlieferungsbezogenen und überlieferungskritischen Fachkultur in Forschung und Lehre und der Entwicklung struktureller Umsetzungsvorschläge, die sich von der Vorstellung eines einheitlichen oder durch einen Disziplinenkanon beschriebenen Faches lösen und am spezifischen Quellenzugriff orientierte Spezialisierungen ins Auge fassen.

Digitale Quellenkritik in der Forschungspraxis

von Georg Vogeler

Quellenkritik im digitalen Zeitalter und die Einbindung der dafür nötigen Kompetenzen in die universitäre Lehre tun not. Beide Themen sind genuine Aufgaben der historischen Grundwissenschaften als Fachdisziplin. Diese Grundposition des Papiers von Eva Schlotheuber und Frank Bösch teile ich vollständig. Ich komme dorthin auf einem etwas anderen Weg und hätte deshalb ergänzende Bemerkungen.

1. Instrumente zur Bewertung von born-digital Unterlagen existieren. Die prospektive Arbeit im Rahmen der Langzeitsicherungsprojekte, die digitale Forensik, die Fortführung von Ideen aus der Diplomatik durch Luciana Duranti¹, die pragmatische Herangehensweise des Archivars Rainer Hering² mögen dazu als Beispiele dienen. Sie versuchen, die technischen Bedingungen der Unterlagen besser zu verstehen: Welche Spuren hinterlassen Erzeugung und Benutzung von Bitstreams? Sie setzen

¹ Vgl. z.B. Luciana Duranti, *The return of diplomacy as a forensic discipline*, in: *Digital Diplomacy* (AfD Beiheft 14), Köln 2014, S. 89–98 und insbesondere Luciana Duranti, *Diplomatics. New Uses for an Old Science*, Lanham 1998.

² Vgl. Rainer Hering, *Archive und Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter. Probleme und Herausforderungen aus der Sicht eines deutschen Archivars und Historikers*, in: *MIÖG* 120 (2012), S. 116–138; ders., *Digitale Quellen und historische Forschung*, in: *GWU* 62 (2011), S. 705–71 und ders., *Von der Urkunde zur E-Mail. Herausforderungen an Archive und historische Hilfswissenschaften*, in: *Der Vertrag von Ripen 1460 und die Anfänge der politischen Partizipation in Schleswig-Holstein, im Reich und in Nordeuropa*, hrsg. v. Oliver Auge u. Burkhard Büsing (Kieler historische Schriften 43), Ostfildern 2012, S. 509–520.

sich auch mit den gesellschaftlichen Bedingungen der Entstehung und Bewahrung auseinander: Von welchen Personen/Institutionen kann man Spuren finden und was bedeuten sie? So entstehen Kategorien für die Bewertung von born-digital Quellen, die an der Grenze zu einer Philosophie des Vertrauens stehen, die also zur Epistemologie der Geschichtswissenschaften beisteuern: Was ist „Authentizität“, was ist „Integrität“? All diese Fragen sind genuine Fragen der Historischen Grundwissenschaften und sollten deshalb auch an den Universitäten unter diesem Label unterrichtet und erforscht werden.

2. Es ist eine eigenartige Position, den Bedarf an quellenkritischer Kompetenz erst durch die Digitalisierung gesteigert zu sehen. Die jetzt digitalisierten Quellen waren vorher auch schon da. Es ergeben sich durch ihre Digitalisierung aber wirklich besondere Notwendigkeiten: Diese Quellen werden zunächst besser verfügbar und damit „demokratischer“ – also müssen auch die Kompetenzen zu ihrer kritischen Bewertung demokratischer werden. Die Grundwissenschaften müssen also Konzepte entwickeln, wie sie ihre Kompetenzen an Personenkreise vermitteln können, die sich zwar für Relikte der Vergangenheit interessieren, die aber nicht eine klassische philologisch orientierte Ausbildung genossen haben: Eine Paläographie, die mit den den p(er), p(rae) und p(ro)-Kürzeln beginnt und die feinen Unterscheidungen zwischen ic-, ci-, cc- und oc-a lehrt, um die Schreibstile frühmittelalterlicher Klöster zu unterscheiden, übersieht, dass die Fähigkeit, deutsche Texte in Fraktur zu lesen, keine Selbstverständlichkeit ist, dass stenographische Notizen nur für Spezialisten entzifferbar sind, und wird unaufmerksam gegenüber der Möglichkeit, dass heranwachsende Generationen eventuell auch schon in der Entzifferung von Kursivschrift der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterrichtet werden müssen. Dazu braucht es Ressourcen, damit die Historischen Grundwissenschaften Lehrmaterialien erstellen können, die über den Wissenskanon der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinausgehen und die einer weit größeren Bevölkerungsgruppe als nur den Universitätsstudierenden zugänglich sind. Solche Angebote schließen sich bestens direkt an digitalisierte Quellen an.

3. Es verwirrt, wenn in der Diskussion über die Verteilung von Ressourcen die Digitalisierung von historischen Quellen und ihre kritische

Erforschung bzw. die Ausbildung in ihrer Benutzung als Konkurrenten wahrgenommen werden. Sind sie nicht eher ihre logische Fortsetzung? Erstens sind viele Protagonisten der Digitalisierung von Quellenmaterial Personen, die als Vorbild für den grundwissenschaftlichen Nachwuchs dienen können: Sie sind nämlich meistens in genau den Fächern ausgebildet, deren Niedergang beklagt wird. So wird das Münchner Digitalisierungszentrum von einem Absolventen der Geschichtlichen Hilfswissenschaften geleitet.³ So kann James Cummings, ein führendes Mitglied des technischen Leitungsgremiums der Text Encoding Initiative und Mitarbeiter beim IT-Forschungsservice der Universität Oxford, twittern: „Didn't mean to ruin @mishaoutloud's example of unreadable handwriting by being able to read it. Go Palaeography! #dixit1“.⁴ Heißt das nicht, dass der Nachwuchs der kompetenten digitalen Geisteswissenschaften auch in der Zukunft aus grundwissenschaftlichen Studiengängen stammen könnte? Zweitens werden umfangreiche Finanzmittel in den Digitalen Geisteswissenschaften für die Weiterentwicklung von grundwissenschaftlichen Forschungsmethoden aufgewendet. E-Codicology⁵, digipal⁶ oder DiXiT⁷ mögen als Hinweise dienen. Die Historischen Grundwissenschaften haben mit der Digitalisierung ihres Quellenmaterials die besten Voraussetzungen für eine Renaissance, wenn sie sich der Aufgabe stellen, digitale Methoden zu integrieren, wenn also digitale Methoden selbstverständlicher Bestandteil der grundwissenschaftlichen Ausbildung werden.

Was ist daraus zu lernen? Ja, es ist richtig, dass die historischen Seminare, die deutschen Fakultäten und die von ihnen wahrgenommene Wissenschaftspolitik sich neu orientieren müssen. Das Lippenbekenntnis, dass die Historischen Grundwissenschaften ein lebendiger Forschungszweig sind, der Wissensbestände und Kompetenzen ausbaut, die für

³ Seine Doktorarbeit beschäftigte sich mit den Urkunden König Manfreds von Sizilien und die von ihm erstellten Regesten sind als XML-Daten verfügbar unter <http://www.cei.lmu.de/examples/IRM/IRM_CEI.xml> (17.09.2015).

⁴ <<https://twitter.com/jamescummings/status/644423485574541312>> (17.09.2015) („Ich wollte @mishaoutloud's Beispiel unlesbarer Handschriften nicht ruinieren, indem ich es entzifferte. Hurra, Paläographie! #dixit1“ (Übers. d. Hrsg.)

⁵ <<http://www.ecodicology.org/>> (17.09.2015).

⁶ <<http://digipal.eu/>> (17.09.2015).

⁷ <<http://dixit.uni-koeln.de/>> (17.09.2015).

die Beschäftigung mit historischer Überlieferung fundamental sind, ist in Handlungen umzuwandeln. Das heißt: Schaffung von Professuren für Historische Grundwissenschaften und Berufung von Personen, die sich den Herausforderungen in Forschung und Lehre stellen.

Das heißt aber auch, dass sich die historische Forschung fragen muss, wie viel der notwendigen Quellenkritik sie eigentlich noch in ihre konkrete Forschungspraxis einfließen lässt. Welche Bedeutung hat der Umgang mit Originalmaterial für das eigene Forschungsthema? Sind die eigenen Forschungsfragen mit einer theoretischen Reflexion über Aussagen der Kollegen ausreichend fundiert operationalisierbar? Wie wird die Berührung mit Relikten aus der Vergangenheit in die Narrationen über Geschichte eingebaut? Und um den Bezug zur Digitalisierung herzustellen: Sind sich universitäre Lehrer/innen in Themengebieten, die nicht explizit „grundwissenschaftlich“ sind, der Möglichkeiten bewusst, die Arbeit mit Originalquellen durch die Digitalisierung in ihre Lehre zu integrieren?

Die Historischen Grundwissenschaften müssen sich eingestehen, dass sich ihr Forschungsprogramm nicht in der Vertiefung des Wissens in den etablierten Forschungsgebieten unter Verwendung etablierter Methoden erschöpfen darf. Sie müssen experimentieren mit Problemstellungen, die die Kolleg/innen in der Geschichtswissenschaft wahrnehmen. Sie müssen sich einmischen.

Sie sollten aber auch willens sein, zur Demokratisierung des Wissens beizutragen. Und dazu sind die digitalen Kommunikationsmittel ein gutes Werkzeug: solide Informationen zur Diplomatik und Paläographie in der dominanten enzyklopädischen Ressource der Gegenwart zu liefern⁸; e-Learning-Angebote wie palaeographie-online oder die verschiedenen Archivangebote⁹; Angebote wie Holger Berwinkels Blog

⁸ Die Wikipedia hat eine eigene Rubrik „Quellenarbeit“: <<https://de.wikipedia.org/wiki/Kategorie:Quellenarbeit>> (17.09.2015), die noch deutlich ausgebaut werden könnte.

⁹ Vgl. zum e-Learning z.B. Georg Vogeler, e-Learning Historische Hilfswissenschaften. Projekte und Perspektiven, in: Hiram Kümper (Hrsg.), eLearning & Mediävistik. Mittelalter lehren und lernen im neumedialen Zeitalter (Beihefte zur Mediaevistik 16), Frankfurt am Main 2011, S. 154–176. Jüngst das von Absolventen der historischen Grundwissenschaften erstellte Angebot der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns: „Digitale Schriftkunde“ <<http://www.gda.bayern.de/DigitaleSchriftkunde/index.html>> (17.09.2015).

„Aktenkunde“¹⁰; Konzeption und Unterstützung von Crowdsourcing-Projekten wie Old-Weather¹¹ oder Itineranova¹², in denen umfangreich Archivmaterial transkribiert wird.

Sie müssen schließlich auch Gebrauch machen von den Werkzeugen, die mit den digitalisierten Quellen möglich geworden sind. Dazu gehört, sich selbst fortzubilden in den digitalen Methoden, sich an der Diskussion über ihre Entwicklung zu beteiligen und die Entwicklung der Methoden nicht den „Technikern“ zu überlassen, die nämlich viel seltener die eigentliche Problemstellung durchschauen, als es den Anschein hat. Willard McCarthy hat schon 2005 gut beschrieben, wie der Einsatz des Computers als Forschungswerkzeug nur dann produktiv werden kann, wenn die Geisteswissenschaftler willens sind, Denkweisen aus der Informatik auf ihren Nutzen für die eigenen Fragestellungen zu prüfen.¹³ Es ist selbstverständlich, dass quellenkritische Forschung sich auch der digitalen Überlieferung stellen müssen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass grundwissenschaftliche Forschung in der Zukunft nicht ohne die Fähigkeit auskommen wird, editorische Erkenntnisse in maschinenlesbarer Form zu kodieren. Es ist möglich, dass grundwissenschaftliche Forschung in der Zukunft nicht auskommen wird ohne die Fähigkeit, z.B. die Algorithmen für automatische Mustererkennung umschreiben zu können, so dass grundwissenschaftlich nachvollziehbare Kategorien verwendet werden. Digitale Methoden werden also selbstverständlicher Bestandteil der quellenkritischen Arbeit in der Zukunft sein.

Aus all dem leitet sich der gleiche Appell ab, wie in der Stellungnahme von Eva Schlotheuber und Frank Bösch: Quellenkritik ist eine zentrale Kompetenz geschichtswissenschaftlicher Forschung. Sie hat eine gute Tradition in Deutschland. Die Digitalisierung schafft dafür neue Möglichkeiten und stellt neue Herausforderungen. Diese auf wissenschaftlichem Niveau zu bewältigen und die quellenkritischen Grundkompetenzen im Lehralltag der Universitäten zu erhalten braucht Personal: existierendes Personal, das willens ist, die Möglichkeiten zu

¹⁰ <<http://aktenkunde.hypotheses.org> (17.09.2015).

¹¹ <<http://www.oldweather.org/> (17.09.2015).

¹² <<http://itineranova.be/in/home> (17.09.2015).

¹³ Willard McCarty, *Humanities Computing*, Basingstoke 2005, 2. Aufl. 2014.

nutzen, und neues Personal, das befähigt ist, die Herausforderungen anzunehmen. Bilden wir es aus!

Digital History als Mannschaftssport

von Jon Olsen

Im Allgemeinen stimme ich den Autoren Eva Schlotheuber und Frank Bösch gerne zu, dass ein tiefes Fach- und Grundwissen auch im digitalen Zeitalter nötig ist, um kompetent mit den historischen Quellen umzugehen und sie auszuwerten. Ich würde aber gegenüber meinen deutschen Kollegen dafür plädieren, auch mehr Wert auf den Ausbau von digitalen Kenntnissen bei Nachwuchshistoriker/innen zu setzen. In den USA gibt es an einigen Geschichtsfakultäten bereits Stellen (nicht gerade Lehrstühle, denn wir haben so ein System in den USA nicht) für „Digital History“ – ich besitze eine davon. Hier meine ich nicht die Geschichte der digitalen Welt, sondern die Methoden und Theorien, die Historiker/innen im digitalen Zeitraum benutzen können, um das historische Erbe zu analysieren.

„Digital History“ umfasst viel mehr als nur die Digitalisierung von historischen Quellen, die nur ihren Anfang darstellt. Der amerikanische Historiker Roy Rosenzweig hat in den 1990er-Jahren die Frage gestellt, wie die Zukunft der historischen Forschung in einer digitalen Welt aussehen würde. Er stieß auf zwei Möglichkeiten: Es würde entweder eine Vielfalt oder einen Mangel an Quellen für Historiker geben. Die Antwort kennen wir bereits – wir leben schon in der Welt der Vielfalt, mit in jedem Jahr Millionen neuer digitalisierter Quellen. Dabei handelt es sich nicht nur um Texte, sondern auch um Fotos, Filme, Tondokumente, Kunstobjekte, und noch viel mehr. Die Studierenden von heute müssen lernen, mit dieser Vielfalt umzugehen und sie zu erhalten.

Das heißt konkret: Die Studenten müssen über Digital History Methoden wie Data und Text Mining, Datenvisualisierung, digitales Kartieren und viel mehr erlernen – Kompetenzen, die wir in unserem Fach nur an wenigen Universitäten finden. Deshalb müssen wir neue Partner in anderen Fächern finden und mit den zusammenarbeiten, die

relevante Fachkenntnisse haben und vermitteln können – Geografen, Informatiker, Anthropologen, Archäologen etc. Angehende Historiker müssen nicht all diese Kompetenzen meistern, aber sie brauchen ein Bewusstsein sowohl für die digitalen Möglichkeiten als auch für die Notwendigkeit der Kooperation.

Digital History war von Anfang an ein Mannschaftssport und kein individueller Leistungssport – jedes Mitglied in der Mannschaft bringt eigene Fähigkeiten aufs Spielfeld. Gemeinsam kann das Team somit neue Fragen stellen, neue Methoden ausprobieren. Wenn man sich beispielsweise die Mannschaft anschaut, die hinter dem „Geographies of the Holocaust“-Projekt steht, dann wird schnell klar, dass kein Einzelner dieses Unternehmen hätte realisieren können.¹ Aber zurück zu einem der Hauptargumente des Positionspapiers: solche neuen digitalen Werkzeuge bleiben nutzlos ohne die Grundausbildung in historischer Forschung, um die Ergebnisse zu analysieren und bewerten. Wir können tolle neue Landkarten erzeugen, aber wir müssen sie hinterher auch interpretieren können.

Die Digitalisierung großer Quellenbestände hat den Zugriff der Öffentlichkeit auf Quellen vereinfacht und somit auch das Verhältnis von Fachwissenschaft und Öffentlichkeit verändert. Die meisten digitalen Historiker in den USA wollen nicht nur ihre Fachkollegen ansprechen, sondern auch das breite Publikum. Dass die Fachkenntnis des Publikums ernstgenommen werden muss, zeigen die Erfahrungen der Library of Congress (einer der konservativsten Institutionen in den USA), die über eine Partnerschaft mit Yahoo auf deren Plattform Flickr große Bildbestände kostenlos und ohne Copyright ins Netz gestellt und so „Flickr Commons“ gegründet hat. Die ersten Bilder, die die Library of Congress hochlud, waren Baseball-Fotografien. Die Bibliothekare wussten nichts oder nur sehr wenig über diese Bilder. Durch Crowdsourcing hat die Bibliothek innerhalb kürzester Zeit neue Information beispielsweise über die abgebildeten Personen, Orte und ab und zu das genaue Spieldatum erhalten. Diese Informationen konnten die Bibliothekare verifizieren oder falsifizieren und die Kataloge dementsprechend überarbeiten. Die Digitalisierung gibt uns Fachwissenschaftlern die Möglichkeit, das Wis-

¹ <<http://www.ushmm.org/learn/mapping-initiatives/geographies-of-the-holocaust/about-the-authors> (11.11.2015).

sen der allgemeinen Öffentlichkeit aufzunehmen, um unsere eigenen Analysen voranzutreiben.

Die Digital Humanities bieten viele neue Methoden und Werkzeuge an, um neue Fragen an alte Quellen zu stellen. Sicherlich muss hier die Grundausbildung im Studium verbessert werden. Wir müssen den Studierenden von heute aber auch beibringen, wie man diese neuen Methoden als Forschungsmannschaft kooperativ anwendet und auf welche neuen Fragen man mit diesen Methoden Antworten finden kann. Das bedeutet, nicht nur die Stellen für die Grundwissenschaften wieder aufzubauen, sondern auch neue Stellen für Digital History zu schaffen, Zentren für digitale Geschichte zu gründen, und Partnerschaften mit anderen Fächern zu schließen.

Grundwissenschaften im Studium

von Claudia Märrtl

Der in diesem Papier vorgetragenen Analyse der Situation und den daraus gezogenen Schlussfolgerungen stimme ich voll und ganz zu. Durch die Marginalisierung der Grundwissenschaften an den Universitäten schneidet sich die deutsche Geschichtswissenschaft nicht allein von der angelsächsischen Welt, sondern auch von Ländern wie Italien und Frankreich ab. Die Verdrängung der Grundwissenschaften geht eng einher mit der Absenkung von Sprachkenntnissen - im Zuge der Bologna-Reform traten an deren Stelle vielerorts Anforderungen, die das neue System nicht durch die Zumutung jahrelangen Übens stören. Mit der Zurückdrängung der Grundwissenschaften schwindet allerdings auch die sonst so gerne eingeforderte „Praxisrelevanz“ des Studiums. Für anspruchsvolle Tätigkeitsfelder in Forschungseinrichtungen, Bibliotheken, Archiven und Museen kommen die Absolventen und Absolventinnen der um die Grundwissenschaften erleichterten Studiengänge kaum in Frage.

Das Schwinden der Grundwissenschaften vollzog sich parallel zum Aufschwung der drittmittelgeförderten Projektforschung und der damit einhergehenden Zunahme an Qualifikationsarbeiten. Nicht selten

fehlen jetzt grundlegende Fertigkeiten, um die immer ehrgeizigeren Fragestellungen bewältigen zu können. Wenn eigenständige Quellenerschließung und Quellenkritik aber Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten in den historischen Disziplinen sind, dann müssen die Grundwissenschaften von Anfang an integraler Bestandteil des Studiums werden.

Um eine Verbesserung herbeizuführen, wäre allerdings ein Konsens über die Notwendigkeit und den Wert handwerklicher Fähigkeiten des Historikers vonnöten. Solange grundwissenschaftliche und editorische Arbeiten bei denen, die sie selbst nicht betreiben, von vornherein im Verdacht stehen, „wenig innovativ“ und „wenig originell“ zu sein, wird sich an dieser Situation nichts ändern.

Die großangelegten Digitalisierungskampagnen sind aus Sicht der Forschung gewiss zu begrüßen. Da aber heutige Studenten bisweilen schon mit der Fraktur der Drucke des 19. Jahrhunderts Probleme haben, fragt sich, wer diese Angebote künftig nutzen soll. Die viel Geld verschlingende Digitalisierung großer Massen von ungedruckten Materialien ist nur dann sinnvoll, wenn auch für die breite Vermittlung der Fähigkeiten gesorgt ist, die nötig sind, um diese Materialien entschlüsseln zu können.

Der unbefriedigenden Situation kann nicht dadurch abgeholfen werden, dass „Digital Humanities“ eingeführt werden und die Grundwissenschaften weiterhin marginalisiert bleiben. In die Studiengänge historisch orientierter Fächer müssen vielmehr Angebote aus beiden Bereichen integriert werden.

Programmieren als Kulturtechnik

von Markus Krajewski

Medienkritik tut not. Wie lässt sich ein im Archiv zufällig gefundener Zeitungsschnipsel eigentlich einordnen? Wie lässt sich ein Filmausschnitt verstehen, den man mangels methodischem Rüstzeug weder ästhetisch noch konzeptionell klassifizieren kann, der aber für die eigene Arbeit ebenso evident wie unabdingbar erscheint? Wie lässt sich gar ein

beliebiges Dokument, sei es auf Papyrus oder ein digitaler *screenshot*, ohne die Kenntnis seines Alphabets, seiner Kodierung und Herstellungsweise nicht bloß entziffern, sondern auf allen Ebenen analytisch fassen und kontextualisieren? Es ist offenkundig: Längst schon geht es beim Studium von Quellen nicht allein um Inhalte. Auch die mediale Form und Genese der Quelle spielt bei ihrer Einordnung und Analyse eine immer wichtigere Rolle, insofern der Entstehungskontext sowohl sozial (wer war daran beteiligt) als auch medienmaterialistisch (welche Techniken und Verarbeitungsformen kamen zum Einsatz) für gewöhnlich nicht explizit mit überliefert wird. Kann man zum Beispiel einem auf der Schreibmaschine verfassten Memorandum aus der Kriegsrohstoffabteilung von 1917 ansehen, ob es vom Autor selbst oder von einem Sekretär getippt wurde? Sicher nicht mit Sicherheit, Indizien aber gibt es immer.

Wie Eva Schlotheuber und Frank Bösch nun in einem Positionspapier des VHD darlegen, sind beide Kompetenzen, die klassische Quellenkritik ebenso wie eine adäquate Medienkompetenz im Kurrikulum der Geschichtswissenschaften existentiell bedroht bzw. hochgradig unterrepräsentiert. Sollte eine kontinuierliche Vermittlung dieser Fähigkeiten im Studienverlauf ausbleiben, gefährdet dies nicht nur das Handwerkszeug der angehenden Historiker, sondern führt zur Verkümmern eines ebenso hochgeschätzten wie unabdingbaren Wissens, das einmal unter dem Titel der „Historischen Hilfswissenschaften“ größtes internationales Ansehen genoss, schulbildend wirkte und eine eigene Fachtradition auszubilden vermochte.

Was wird in 100 Jahren eine Quelle sein, mit der die einstige Forschung die Wissenslandschaft im Jahre 2015 zu analysieren vermag? Bücher wird es immer geben, schließlich bewegt sich die Anzahl der auf Papier gedruckten Neuerscheinungen seit Jahren auf schwindelerregend hohem Niveau. Der Korridor umfasst 85.000 bis 96.000 Bücher allein im deutschen Verlagswesen – pro Jahr. Nur werden zusätzlich zu diesen Fluten noch weitere, kaum überschaubare Mengen von mehr oder wenig gut strukturierten Daten anfallen, sei es in XML und mit subtilsten Meta-Daten, oder sei es als schlichteste Ascii-Datei – die Summe der von Archiven und Museen zu speichernden Zeichen bewegt sich im Zettabyte-Bereich.

„Die Vermittlung von grundlegenden medienanalytischen Werkzeugen ist daher als Teil der Historischen Grundwissenschaften unerlässlich“, fordern Schlottheuber und Bösch, ohne dies allerdings thematisch näher zu umreißen. Eine strukturelle Filmanalyse eignet man sich nicht im Zuge einer Summer School oder eines Intensivwochenendes im akademischen Bootcamp namens Blockseminar an. Gleiches gilt für die Fähigkeit, einen vorgefundenen statistischen Datensatz in einem SPSS-Derivat konzeptionell einordnen zu können. Von dem tiefergehenden Verständnis von Datenbankstrukturen auf SQL-Ebene oder noch allgemeiner von Programmcode ganz zu schweigen, der in manchen Teilen der Wissenschaft – auch jenseits seiner funktionellen Eigenschaft als *source code* – längst zur historischen Quelle geworden ist.

Ähnlich wie in Akten mit ihren – von Cornelia Vismann so luzide analysierten – Operatoren, die jene zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit abgelegten Inhalte im Prozessablauf steuern, kommen die Daten der Gegenwart in seltsamen, virtuellen Gefäßen daher, manche transparent und lesbar wie im Open Data Format, manche proprietär wie in .doc-Dateien, und manche bewusst arkan und verstrickt wie im pdf-Format. Den Dokument-Eigenschaften (inkl. Entstehungszeit in Mikrosekundaauflösung, Autorname, letztem Zugriffsdatum etc.), die sich zumeist irgendwo in den hintersten Menüunterpunkten verstecken, kommt für die Historiker der Zukunft eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Denn schließlich gilt in Zeiten der digitalen Datenverarbeitung und ihrer ephemeren Elemente vor allem das, was jeder Programmierer scheut wie der Vampir die Morgensonne: das sorgfältige Dokumentieren dessen, wie man die generierten Daten gewonnen hat. Dazu dienen Meta-Datensätze. Sie markieren und erklären die Herstellungsweise, so dass man – bei entsprechender Berücksichtigung dieser Regeln schon vor 98 Jahren – heute ohne Probleme hätte sagen können, wessen Finger die Schreibmaschinentasten im besagten Fund in der Kriegsrohstoffabteilung führten. Von solchen Provenienzen und Evidenzen können marginale Interpretationen oder ganze Thesengebäude gleichermaßen abhängen.

In Zeiten, in denen die Fördersummen für Digital Humanities-Projekte Höhen erreichen, die so groß sind wie die Menge des Materials selbst, das zu digitalisieren man sich vornimmt, in solchen Zeiten fehlt

es schmerzlicher Weise an übergreifenden Theorien innerhalb der Fächer ihrer Bearbeitung, sei dies nun in der Historiographie oder eben in dem letzten Neuzugang historischer Grundwissenschaften namens Digital Humanities. Es mangelt nicht nur an Vermittlungsmöglichkeiten, es mangelt allen voran an Theorien, Leitlinien und Kritik, anhand derer der fröhliche Positivismus des „Einfach-mal-auf-den-Scanner-Legen-irgendwer-wird-es-schon-brauchen-in-den-nächsten-100-Jahren“ zu bändigen oder überhaupt zu bewerkstelligen wäre. Diese Kriterien generiert die Geschichtswissenschaft nicht exotherm.

Was folgt daraus? Zunächst ganz schlicht die Einsicht, dass man innerhalb der Historikerzunft nicht alles alleine lösen können wird. Mediengeschichte, zum Beispiel, wird seit nunmehr gut zwei Jahrzehnten auch jenseits von Geschichtsdepartmenten und Historischen Seminaren mit einigem, auch internationalem Ansehen betrieben, verbunden mit einem erklecklichen Theorieanspruch und zugleich nicht ohne praktischen Impuls, der auf die differenzierte Vermittlung der grundlegenden akademischen Kulturtechniken Lesen, Schreiben, Denken – und im 21. Jahrhundert eben auch: Programmieren setzt. Und gerade diese neuste Kompetenz zu integrieren, um einem digitalen Analphabetismus vorzubeugen, darf sich die Gemeinschaft der historisch Forschenden nicht verweigern. Hier bietet es sich an, seitens der etablierten und großen Schulen der Historiographie ihre traditionellen Berührungspunkte abzulegen und Interdisziplinarität jenseits der scheuklappenbewehrten Fachtradition zu üben. Mit der Erosion von basalen Kompetenzen im Bereich der Quellensichtung wird deutlich, dass diesem Defizit nicht von einer Disziplin allein abgeholfen werden kann. Denn so wie die Kodikologie, die Diplomatie, die Numismatik und die Sphragistik nie ohne den Sachverstand der Kunstgeschichte, Mediävistik, Altertumskunde, Physik oder Chemie auskommen konnten, so wenig wird die Geschichtswissenschaft in Zukunft ohne den intensiven Austausch und endothermen Wissenstransfer – übrigens stets multidirektional gedacht, auch wenn die MINT-Fächer vom Rückkanal nur selten etwas wissen wollen – zwischen Informatik, den Philologien, der Medientheorie und der Philosophie und ihrer digitalen Expertise bestehen.

Digitalisierung als Chance*von Jochen Johrendt*

Das Papier beginnt als Klageschrift. Dabei könnte es ein Aufruf sein, ein glücklicher Aufruf zur Nutzung der neuen Chancen für die scheinbar verstaubten Hilfswissenschaften. Denn die Digitalisierung bietet ungeheure Chancen für die traditionell als Hilfswissenschaften bezeichneten Bereiche historischer Forschung und Methode. Diese von ihrem Duktus her vor allem deskriptiv ausgerichtete Teildisziplin hat im deutschen Sprachraum Erhebliches geleistet. Es mag richtig sein, dass die Fähigkeiten, mit Quellen in ihrer originalen Gestalt umgehen und das Erkenntnispotenzial damit voll ausschöpfen zu können, zurückgegangen ist, was zum Teil auch an einer immer stärkeren Konzentration auf den besten Text beruhte. Je perfekter Editionen wurden, desto mehr schoben sie sich zwischen den Forscher und die Quelle, deren Materialität immer stärker in den Hintergrund trat. Doch bekanntlich sind nicht Texte die Grundlage historischer Erkenntnisse, sondern Quellen. Aber diese Entwicklung war sicherlich keine Folge der Politik der Hochschulen, die grundsätzlich eher an wie auch immer gearteten Erfolgen interessiert sind und weniger an der konkreten Ausformung einzelner Fächer. Der beklagte Verlust hilfswissenschaftlicher Fähigkeiten ist durch die Historikerinnen und Historiker hausgemacht, zum Teil auch durch die Hilfswissenschaften selbst, die sich immer stärker von der allgemeinen Geschichte abgesondert haben, indem sie oftmals weniger für das eigene Anliegen werbend sondern vielmehr als der vermeintlich einzig wissende Hüter reiner Wissenschaft auftrat. Das hat der Sache, um die es gehen sollte, sicherlich geschadet. Doch was das Fach ausmacht, welche Fähigkeiten es erfordert, wird von uns geformt – in unserer Forschung, in unserer Lehre. Forschung und Lehre sind frei.

Ein im Papier zu wenig beachteter Aspekt ist nach meiner Einschätzung die potenzielle Scharnierstelle der Hilfswissenschaften zu anderen philologisch-historisch arbeitenden Fächern. Nicht erst durch den *material turn* sind die Hilfswissenschaften hier das geradezu natürliche Verbindungsglied. Sie stellen das notwendige Instrumentarium für geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung zur Verfügung, die sich mit

der Aufarbeitung von Quellen im weitesten Sinne auch jenseits von Editionen beschäftigt.

Wer als Historikerin und Historiker gute Lehre machen will, wer den wissenschaftlichen Nachwuchs bestmöglich qualifizieren will, der wird nie allein mit Texten arbeiten, sondern immer auch mit Quellen in ihrer konkreten Überlieferungsform. Und hier bietet die Digitalisierung ganzer Bibliotheken und immer größerer Mengen von Archivgut enorme Chancen. Nach meiner Erfahrung wollen mit dem Original (in digitalisierter Gestalt) konfrontierte Studierenden in der Regel mehr über die Genese des konkreten Stückes wissen, besuchen freiwillig paläographisch-editorische Übungen oder nehmen an entsprechenden Sommerakademien teil. In Wuppertal existiert ein Masterstudiengang Editions- und Dokumentwissenschaften, in dem klassisch hilfswissenschaftliche Fähigkeiten und moderne informations- und medientechnologische Inhalte miteinander kombiniert werden. Und auch das soeben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligte Graduiertenkolleg „Dokument – Text – Edition. Bedingungen und Formen ihrer Transformation und Modellierung in transdisziplinärer Perspektive“ wird diesen Dialog fruchtbringend fortführen.

Die Zukunft der Hilfswissenschaften kann nicht allein im Bewahren des bisher Erreichten liegen. Die großen Pioniere des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts – die sich niemals als Hilfswissenschaftler, sondern immer als Historiker sahen – hoben die Hilfswissenschaften auf ein zuvor unbekanntes Niveau, sie brachen mit alten Traditionen und setzten neue Standards. Sie sorgten dafür, dass diese Disziplin, wie die Autoren des Papiers zu Recht betonten, „zu den international angesehensten Disziplinen der deutschen Wissenschaft“ gehörte. Doch dies gelang sicherlich nicht allein durch ein starres Festhalten an Prinzipien, sondern durch Weiterentwicklungen. Und hier liegt für das Zusammenspiel aus Digital Humanities und Hilfswissenschaften – sei es bei der (computergestützten) Schrifterkennung, der Datierung von Dokumenten, der zuvor nicht gegebenen Vergleichbarkeit von Materialien und vielem mehr – eine erhebliche Chance. Die Chancen, die Hilfswissenschaften mit einer interdisziplinären Ausrichtung wieder zu einer international angesehenen Disziplin zu machen, stehen daher sehr gut – es kommt auf uns Historikerinnen und Historiker an, ob wir diese Chance nutzen

wollen.

Historische Quellenkritik in Lehre und Forschung

von Eva Pfanzelter

Eva Schlotheuber und Frank Bösch sprechen in ihrem Beitrag „Quellenkritik im digitalen Zeitalter“ aktuelle und sensible Themen an. Zum einen geht es um Forschungsförderung im Bereich der Digitalisierung bzw. Archivierung derzeit entstehender Artefakte. Zum anderen um den immer eklatanter werdenden Ausbildungsmangel des historischen Nachwuchses im quellen- und medienkritischen Umgang mit analogen und digitalen Quellen an Universitäten.

Quellenkritik gilt als Nadelöhr des historischen Erkenntnisprozesses und gewinnt im Zeitalter der Digitalisierung in viel mehr Disziplinen als den Geschichtswissenschaften an Bedeutung, da ehemalige Verlässlichkeiten und Autoritäten (wie Archive, Bibliotheken und Verlage) an Sichtbarkeit und Einfluss zu verlieren drohen.¹ Die Rückerobertung der quellenkritischen Kompetenzen durch Bibliotheken, Archive sowie Medien- und Informationswissenschaften auch im Digitalen wird lobenswerter Weise durch Fördereinrichtungen (z.B. DFG und FWF, ÖAW etc.) unterstützt, doch ergibt sich daraus für die historische Zunft eine Reihe von Schwierigkeiten. Dazu gehört, dass Historiker/innen (oft selbstgewählt) nicht in Digitalisierungsprozesse großer Datenbestände eingebunden sind. Gerben Zaagsma am Lichtenberg Kolleg der Historischen Sternwarte der Universität Göttingen rief gerade in dieser Hinsicht 2013 in seinem wertvollen Beitrag „On Digital History“² dazu auf, den Fokus der derzeitigen technologiedeterministischen Digitalisierungspraxis von den (sicher nützlichen) Tools und Daten auf kritische

¹ Peter Haber, *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*, München 2011, S. 104–112; Eva Pfanzelter, *Die historische Quellenkritik und das Digitale*, in: *Archiv und Wirtschaft. Zeitschrift für das Archivwesen der Wirtschaft* 48,1 (2015), S. 5–19; siehe auch: Pascal Föhr, *Blog: Historical Source Criticism*, <<http://hsc.hypotheses.org/> (16.11.2015).

² Gerben Zaagsma, *On Digital History*, in: *BMGN – Low Countries Historical Review* 128-4 (2013), S. 3-29, <http://gerbenzaagsma.org/sites/default/files/publications/Zaagsma-2013-Digital_History.pdf (16.11.2015).

methodische und epistemologische Fragestellungen zu erweitern. Er fordert somit eine integrative historische Praxis. Diese, so setzten sich wenig später auch Katharina Hering, Michael J. Kramer, Kate Theimer und Joshua Sternfeld³ bei der Jahrestagung der *American Historical Association* 2014 ein, schließe auch die Aufnahme von Historiker/innen in Digitalisierungs- und Archivierungsprojekte mit ein. Sie fordern im Grunde eine Abkehr von technisch Möglichem zu Gunsten einer Digitalisierungspraxis in Richtung historischer Fragestellungen, denn kritikfreie, technologiebasierte Digitalisierung und Archivierung generiere zu leicht falsche Sicherheiten bzw. Wahrheiten und nicht zuletzt ungenutzte Datenfriedhöfe. Die derzeit leider gängige Ablehnung von Forschungsprojekten, die historische Fragestellungen an die entstehenden Datenberge stellen, unterbindet allerdings einen hier längst überfälligen kritischen Diskurs.

Der andere von Schlotheuber und Bösch angesprochene, sensible Bereich – jener der Ausbildung des Nachwuchses an Universitäten in den Kernkompetenzen des geschichtswissenschaftlichen Faches – zeigt in Zeiten knapper werdender Ressourcen und zunehmend verschulter Curricula die (nicht immer reifen) Früchte der durch die Bologna-Struktur vorgegebenen Lehrpläne: Wahlfreiheit ist im modularen System und mit rigoros eingehaltenen Regelstudienzeiten purer Luxus. In diesem System konkurrieren die Grundwissenschaften, die eigentlich ein breites Spektrum von Kompetenzen von Latein über Numismatik und Handschriften bis Digital Humanities abdecken sollten, mit anderen, oft ebenso wichtigen Teilbereichen: Oder sollen wir künftig die Kategorie „Gender“ wieder aufgeben bzw. die Epochenfächer den Schulbüchern überlassen?

Dabei hat die bisherige Digitalisierungspraxis *volens nolens* längst Einzug in den Lehr- und Lernalltag gehalten: Nicht nur von Studierenden wird nur noch „konsumiert“, was online zugänglich ist. Zu oft geht bei dieser Daten-Fokussierung der kritische Überblick – auch über analoge und bzw. versus digitale Quellen – verloren, wie Frederick W. Gibbs und Daniel J. Cohen meinen: „Historical trends – or anoma-

³ Katharina Hering / Michael J. Kramer / Kate Theimer / Joshua Sternfeld, *Digital Context*, in: *Journal of Digital Humanities* 3,2 (Summer 2014), <<http://journalofdigitalhumanities.org/3-2/digital-contexts/> (16.11.2015).

lies – might be revealed by data, but they need to be investigated in detail in order to avoid conclusions that rest on superficial evidence. This is also true for more traditional research processes that rely too heavily on just a few anecdotal examples.“⁴ Für die Vermittlung der dafür notwendigen Kompetenzen wären die Universitäten zuständig. Zu Recht mahnen Schlothuber und Bösch hier die Zusammenarbeit von historischer Zunft, Politik und Universitäten ein. Meine Zuversicht, dass dieser Aufruf für eine Kursadjustierung ausreichen wird, hält sich allerdings in Grenzen.

Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherrschen, nicht beherrscht

von Malte Rehbein

„The purpose of computing is insight, not numbers“, so lautet ein berühmtes Zitat des US-amerikanischen Mathematikers Richard Hamming (1915-1998).¹ Für unseren Kontext sollte man es umformulieren: The purpose of digitization is insight, not computers. Nicht die Zahlen und die Zählbarkeit sind Zweck der Digitalisierung, sondern das Gewinnen und Mehr an historischer Erkenntnis. Hierzu bedarf es allerdings einer fundierten Ausbildung im Umgang mit digitalen Medien und Methoden als unerlässlicher Teil der historischen Grundwissenschaften, wie Schlothuber und Bösch es im VHD-Beitrag „Quellenkritik im digitalen Zeitalter“ fordern.

Ich möchte dieser Forderung, wie bereits an anderer Stelle², uneingeschränkt zustimmen. Prämisse für die Digitalisierung ist, dass das Digitale ein Mittel zum Zweck und kein Selbstzweck ist. Die gegenwärtigen

⁴ Frederick W. Gibbs / Daniel J. Cohen, A Conversation with Data: Prospecting Victorian Words and Ideas, in: *Victorian Studies* 54,1 (2011), S. 69–77.

¹ Richard Hamming, *Numerical Methods for Scientists and Engineers*, New York 1962, S. 276.

² Dieser Beitrag basiert zu größeren Teilen auf meinem Vortrag „Geschichtsforschung im digitalen Raum. Über die Notwendigkeit der Digital Humanities als historische Grundwissenschaft“ (Erlangen, 21. Februar 2015), der für die Tagungsakten „Papstgeschichte des hohen Mittelalters: digitale und hilfswissenschaftliche Zugangsweisen zu einer Kulturgeschichte Europa“ zur Veröffentlichung eingereicht wurde.

Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherrschen, nicht beherrscht

tigen und künftigen Möglichkeiten, die uns die Computertechnologie bietet, mögen dabei andere Fragestellungen hervorbringen als es bisherige Methoden vermochten, oder neue Akzente setzen, Sichtweisen erweitern und Perspektiven verschieben; und es werden ganz sicher neue methodische Ansätze befördert. Aber: egal ob digital oder nicht digital, es wird das gleiche Ziel verfolgt, nämlich das der historischen Erkenntnis: „Die Digital Humanities bereichern die traditionellen Geisteswissenschaften konzeptionell und methodisch – ihre Werkzeuge und Verfahren ergänzen das ‚Wie‘ unserer Praxis um eine empirisch ausgerichtete Epistemologie“, so formuliert es der Fachverband „Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“ (DHD).³ Digital Humanities sind eine komplementäre Ergänzung innerhalb der Geisteswissenschaften, sie sind keine Parallelwelt. Sie sind zwar eine eigenständige Disziplin, die die Schnittstelle zwischen Geisteswissenschaften und Informatik studiert, kritisch begleitet und entwickelt, aber zugleich handelt es sich um eine Hilfswissenschaft, die tief in den Fachwissenschaften verankert sein muss.

Was ist „das Digitale“ für die Geschichtsforschung? Boonstra, Breure und Doorn analysieren 2004 in einer Studie, die leider recht wenig Beachtung gefunden hat, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dessen, was sie recht präzise mit „Historical Information Science“ bezeichnen. Sie definieren (ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben) sieben „areas of further research“ in diesem Gebiet: 1. „modelling sources and user behaviour“, 2. „supporting editorial processes“, 3. „discovering structures and patterns“, 4. „tuning statistical techniques to historical research“, 5. „tuning information retrieval to historical requirements“, 6. „multimedia, reconstruction and simulation“, 7. „publishing historical databases“.⁴ Die Prognose von 2004 erscheint zumindest auf den ersten Blick für die heutige Situation recht zutreffend, obwohl sich die Entwicklung der Technologien und ihrer Anwendungen in den Geschichtswissenschaften seitdem in vielfältige und teils auch schwer

³ Thesenpapier „Digital Humanities 2020“, vorgestellt im März 2014 auf der ersten Jahrestagung des Verbandes in Passau (<<http://dig-hum.de/digital-humanities-2020>, 16.11.2015).

⁴ Onno W. Boonstra / Leendert Breure / Peter Doorn, Past, present and future of historical information science (=Historical social research 29,2) (2004), S. 94.

zu erahnende Richtungen weiterentwickelt. Die digitalen Geschichtswissenschaften haben viele der vorgeschlagenen Bereiche tatsächlich erreicht.

Wer will heute etwa noch ernsthaft bestreiten, dass die digitale Verfügbarkeit von Quellen und Sekundärliteratur erhebliche Vorteile bringt? Vorteile allerdings nur für diejenigen, die kritisch (im Sinne der Informationskritik) mit diesen Daten und der Datenflut umgehen können – eine Informationskritik, an der es leider häufig mangelt. Den Weg, dies in die historische Ausbildung hineinzubringen, müssen wir selbst gestalten. Wer dies ablehnt, als Dozent gar die Verwendung digitaler Daten und Methoden untersagt, verstößt genauso gegen fundamentale Prinzipien der Wissenschaftlichkeit, wie diejenigen, die unreflektiert und unkritisch verwenden, was ihnen die Suchmaschinen vorschlagen.

Die benötigte Informations- und Quellenkritik gilt übrigens im Digitalen wie im Analogen. Der Top-Treffer bei Google ist erst dann relevant, wenn ich dies unter dem Blickwinkel meiner Fragestellung kritisch geprüft habe; er kann dabei aber genauso gut sein, wie ein Buch schlecht sein kann, obwohl es in einer Bibliothek steht. Dass aber wohl fast die Hälfte aller Klicks, die auf eine Google-Suchanfrage folgen, sich innerhalb der ersten zwei Einträge der Trefferliste beschränken, stimmt nachdenklich und stellt ein reales Problem dar, vermutlich auch im studentischen Recherchieren, in dem die Nutzung von Fachinformationen immer rückläufiger ist. Dieser Realität kann man nur durch eine „digitale Aufklärung“ begegnen. Diese muss in den historischen Proseminaren erfolgen.

Und wie sieht der analytische Bereich aus, in dem gerade Struktur- und Mustererkennung und die statistischen Verfahren *en vogue* zu sein scheinen? Schlothuber und Bösch benennen die „statistische Vermessung der Gesellschaft“ als Ausgangspunkt dafür, „dass Historiker zunehmend mit den Ergebnissen von komplexen Datenerhebungen arbeiten, ohne deren Entstehung nachvollziehen zu können“. Ich möchte schärfer formulieren, dass wer die Entstehung und Verarbeitung von Daten nicht nachvollziehen kann, diese nicht innerhalb von historischer Forschung verwenden darf. Ein großes Problem ist, dass dies dennoch geschieht.

Ich möchte kurz ein Beispiel erläutern (zur ausführlichen Darstel-

lung siehe Anmerkung 2). Im Sommer 2014 legte der Kunsthistoriker Maximilian Schich mit seinen Mitarbeitern eine diskussionswürdige Arbeit unter der Überschrift „A network framework of cultural history“ (auch: „Charting Culture“) vor.⁵ Sie stellen hierin eine Methode vor, deren Grundidee es ist, Merkmale von Kultur in Raum und Zeit zu kartieren und damit deren Entwicklung, also eine Art Kulturgeschichte der Welt nachzuzeichnen. Basis dafür ist die quantitative Analyse von biographischen Daten einer großen Menge von „notable individuals“. Grundlage ist dabei – neben einigen „zertifizierten“ (Hockerts) biographischen Ressourcen – vor allem die crowd-basierte *Freebase.com*.

Die Arbeit ist aus zwei Gründen bemerkenswert. Zum einen ist sie ästhetisch sehr ansprechend, die Visualisierungen im Film sind aufwendig gemacht. Sebastian Herrmann schreibt in der Süddeutschen Zeitung vom 1.12.2014 zu diesem Projekt: „Nie sah Geisteswissenschaft cooler aus“⁶, und eine solche Arbeit wird in der Öffentlichkeit, nicht nur unter Fachleuten, sichtbar (Wissenschaft hat eine vermittelnde Funktion – egal, ob sie cool oder uncool ausgeführt wird). Zum anderen aber, und das ist das Wichtige, zeigt die Arbeit ein ungeheures Potential (Chancen wie Risiken) computerbasierter Verfahren gerade für die Geschichtswissenschaft auf.

Lassen wir dabei außer Acht, dass „Charting Culture“ uns zunächst wohl nichts über die Entwicklung von Kultur(en) sagt, was wir nicht schon wüssten. Es geht bei diesem Ansatz primär nicht um die Gewinnung neuer historischer Erkenntnis, sondern darum, wie die Autoren selbst betonen, methodisch nachzuweisen, datenbasiert zu solcher Erkenntnis zu gelangen, ohne die Datensätze dabei einzeln lesen und interpretieren zu müssen.⁷

Was dabei unter anderem jedoch herauskommt, ist ein völlig schiefes Weltbild, wie Abbildung 1 verdeutlicht. Es wird (hier am Beispiel des Übergangs vom europäischen hohen zum späten Mittelalter) eine kulturelle Dominanz Zentral- und Westeuropas gegenüber anderen Re-

⁵ Maximilian Schich / C. Song / Y.-Y. Ahn / A. Mirsky / M. Martino / A.-L. Barabasi / D. Helbing, A network framework of cultural history, in: *Science* 345,6196 (2014), S. 558–562. DOI: 10.1126/science.1240064.

⁶ Sebastian Herrmann, in: *Süddeutsche Zeitung* (1.12.2014).

⁷ Schich et al., S. 560.

gionen der Welt (etwa die der hochentwickelten Song-Dynastie Chinas) suggeriert – ein visueller Widerspruch zu etabliertem Wissen über die Vergangenheit.

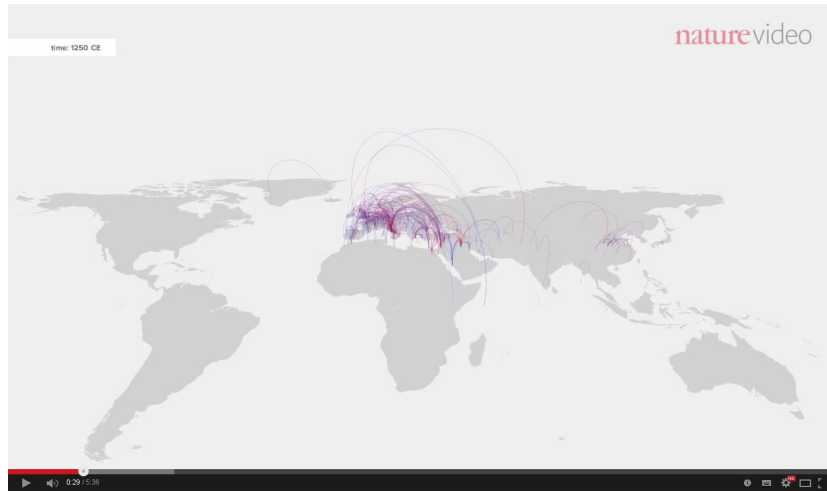


Abb. 1: Screenshot des Nature Videos „Charting Culture“ (<https://www.youtube.com/watch?v=4gIhRkCcD4U>) nach 0:29 Min. Es zeigt das hierdurch vermittelte Weltbild der kulturellen Entwicklung um das Jahr 1250.

Die Autoren der „Charting Culture“ sind sich dieser Problematik zwar durchaus bewusst und sprechen in Bezug auf die „spatial coverage“ von einem „bias“, also einer Abweichung der Daten von ihrem statistischen Erwartungswert. Die Raumabdeckung der Daten sei voreingenommen, unausgewogen, sie bevorzuge bestimmte geographische Räume gegenüber anderen.⁸ Aber warum bloß werden diese Daten dann verwendet, um ein „network framework of cultural history“ zu zeichnen?

Was die Visualisierung der „Charting Culture“ uns zeigt, ist nämlich keineswegs die unterstellte Ausprägung kultureller Zentren und ihre Entwicklung. Was vielmehr visualisiert wird – und dies ist ein elementarer Unterschied – ist das Zustandekommen und die Beschaffenheit der zugrundeliegenden Daten und ihre Qualität. Die Autoren führen uns

⁸ Schich et al., Supplementary Materials, S. 7–8.

Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherrschen, nicht beherrscht

vor Augen, wie wir (in Europa und Nordamerika) die Welt sehen und welche Daten wir zu dieser Welt erheben, nicht wie die Welt war oder ist. Die Daten (es sind dies keine historischen Quellen!) in *Freebase.com* werden von Menschen ausgewählt und produziert, die ein bestimmtes Weltbild haben, ein Weltbild, in dem eine Idee von europäischen und nordamerikanischen kulturellen Zentren bereits fest verankert ist (so enthält *Freebase.com* etwa für das 20. Jahrhundert 10.600 Datensätze über deutsche Personen, aber nur 506 über Chinesen). Aus der Visualisierung solcher Daten nun wiederum die Herausbildung dieser Zentren begründen zu wollen, ist ein Zirkelschluss.

Kenntnisse über die Erhebungstechniken der Daten, wie Schlotheuber und Bösch sie fordern, sind elementar, um Methoden wie in „Charting Culture“ kritisch zu bewerten und solche Ansätze selbst zu verwenden. Denn zwischen Visualisierung der Daten und Visualisierung der (historischen) Realität besteht ein klaffender Abgrund, der zu überbrücken ist. Dazu müssen wir aber die beiden Seiten voneinander unterscheiden lernen. Diese Unterscheidungskompetenz müssen wir uns selbst und künftigen Historikergenerationen beibringen. Wo, wenn nicht in den historischen Proseminaren?

Eine zweite Fragestellung, die die Autoren der „Charting Culture“ mit Hilfe von Datenanalysen bearbeiten möchten, ist die der Migration. Um die Komplexität der Daten zu reduzieren, setzen sie eine (grundsätzlich notwendige, in diesem Falle aber zu starke) zweckgebundene Verkürzungsparadigmatik an: Migration wird als eine Abweichung von Sterbeort und Geburtsort der Personen betrachtet. Man kann sich am Beispiel von Thomas Mann (geboren in Lübeck, migriert in die Schweiz und die USA, zurückgezogen in die Schweiz, gestorben in Zürich) leicht klarmachen, was es für Konsequenzen nach sich zieht, wenn man sich von einer solchen „Vereinfachungsmetaphorik“ (Morozov) verleiten lässt. So antwortet Schich in einem Interview im *SPIEGEL* (35/2014) auf die Frage „Sind die Intellektuellen über die Jahrhunderte mobiler geworden?“ unter Berücksichtigung seiner Analysen: „Nicht wirklich. Wir müssen unser Bild von der Globalisierung überdenken. Im 14. Jahrhundert lag die Distanz zwischen Geburts- und Sterbeort im Mittel bei 214 Kilometern. Im 21. Jahrhundert sind es 382 Kilometer:

noch nicht einmal doppelt so viele.“⁹ Eine Überprüfung dieser Aussage ist alles andere als trivial; sie bedarf dann der „nuancierten Genealogie, Datenkritik und Medienreflexion der daten-intensiven Formen der Wissensproduktion“ (Ramón Reichert) und kann nur aus der fachwissenschaftlichen Perspektive heraus erfolgen.¹⁰ Dies geht aber erst dann, wenn die digital-gestützte Wissensproduktion Teil der historisch-grundwissenschaftlichen Kompetenz geworden ist.

Denn der Reiz, die bequeme Verfügbarkeit digitaler Daten und die Methodik der Quantifizierung auszunutzen, ist groß. Doch um daraus historische Erkenntnis zu gewinnen, ist der Weg noch weit, was uns „Charting Culture“ *ex negativo* zeigt. Zwischen historischer Fragestellung und Forschungshypothese, der Auswahl der hierfür herangezogenen Quellen, ihrer einer Verkürzungsparadigmatik unterliegenden Modellierung (u.a. welche Aussagen aus einer Quelle sind für meine Fragen relevant), ihrer Analyse, der Bewertung und Interpretation dieser Analyse und ihrer Kontextualisierung zur Formung neuer Erkenntnis, sind einige Brücken zu bauen. Dies erfordert historische als auch digitale Kompetenzen. Tun wir dies nicht, entwickeln wir keine „digitale Heuristik“ (Peter Haber), so passen wir die Geschichte (und die Geschichtsforschung!) an die Daten an, anstatt die digitalen Verfahren auf unsere Fragestellungen hin zu „tunen“.

Mit der *Digital History* verhält es sich als Grundwissenschaft wie mit der Paläographie, die für uns eine elementare Notwendigkeit zum Lesen und Bewerten historischer Quellen ist. Die Entwicklung von Datenmodellen, Kodierungsstandards, computerbasierten Analyseverfahren, Visualisierungstechniken und Big-Data-Verfahren für historische Daten, inzwischen längst standardisierte Digitalisierungs- und Erschließungstechniken wie auch experimentelle, fortgeschrittene Digitalisierungs- und Analyseverfahren – sie alle liefern losgelöst und isoliert keine neue historische Erkenntnis. Aber sie können grundlegend sein für ihr Gewinnen: die Digitalisierung schafft Zugang zu Quellen, der ansonsten nicht oder nur aufwendig herzustellen wäre; das *Information Retrieval* filtert aus der Flut von Daten und Information die benötigten heraus;

⁹ Interview mit M. Schich, in: Der Spiegel 35 (2014).

¹⁰ „Eher datenbasierte als datengesteuerte Wissenschaften“. Interview mit Ramón Reichert auf LISA: <http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/big_data (16.11.2015).

die *Visual Analytics* helfen uns bei der Erkennung von Mustern und Strukturen, die ansonsten im Verborgenen blieben usw. Analog zur Paläographie hat dann aber die Auswahl, Kontextualisierung und Interpretation dieser digitalen Daten und Informationen ebenso durch die Historiker zu erfolgen, wie die Wahl und Gestaltung der Analyseverfahren. Als Grundwissenschaft erwirken die Digital Humanities das so elementar wichtige *Nutzenkönnen* digitaler Methoden und Daten, wie die Paläographie uns das *Lesenkönnen* unserer Quellen sicherstellt.

Digitale Metaquellen und doppelte Reflexivität

von Andreas Fickers

„History as a field of enquiry is standing on the edge of a conceptual precipice. Historians need to be thinking about the radical impact of the digital turn in historiography and historical methodology in a critical and engaged manner“, so Toni Weller in seiner Einleitung zum 2013 veröffentlichten Kompendium „History in the Digital Age.“¹ Trotz der mehrfach angemahnten „epistemologischen Dringlichkeit“, sich mit dem komplexen Thema der Digitalisierung aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive in systematischer und kritischer Weise auseinander zu setzen, zeichnete sich die historische *community* im letzten Jahrzehnt durch eine „auffallende Zurückhaltung“ oder gar Ignoranz aus.² Diesem Thema auf der digitalen Plattform von H-Soz-Kult ein Forum zu bieten, ist daher mehr als willkommen.

Die in den bisherigen Beiträgen angesprochen Themen und Fragestellungen zeigen deutlich, dass sich die „digitale Herausforderung“ keineswegs auf die Funktion und Rolle der historischen Grund- oder Hilfswissenschaften reduzieren lässt, sondern dass sie die Geschichtswissenschaften als solche und in Gänze betrifft: der Umgang mit digitalen Forschungswerkzeugen, digitalen Informationsinfrastrukturen, digitalen Kommunikationsplattformen und Publikationen sowie digitalen

¹ Toni Weller, Introduction: History in the Digital Age, in: Ders. (Hrsg.), History in the Digital Age, London 2013, S. 1-20, hier: 1.

² Kiran Klaus Patel, Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 59,3 (2011), S. 331-352.

Quellen hat die Praxis historischen Arbeitens grundlegend verändert. Wie Gerben Zaagsma überzeugend argumentiert hat, zeichnet sich die Praxis des historischen Arbeitens augenblicklich durch eine eigentümliche Hybridität aus.³ Charakterisiert ist diese durch das Spannungsfeld, welches sich aus dem Bemühen ergibt, die Tradition hermeneutischer Geisteswissenschaft mit neuen Methoden und Techniken empirisch geprägter Wissenschaftstraditionen zu versöhnen. Die epistemologischen und methodologischen Konsequenzen, die sich aus dieser „trading zone“ für die Zukunft der Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter ergeben werden, erfordern eine systematische geschichtstheoretische Reflektion und Debatte, die bislang leider nur sporadisch und größtenteils außerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft stattfindet.⁴ Die hier angestoßene Debatte kann daher einen wichtigen Beitrag dazu leisten, einen blinden Fleck in der Historisierung der geschichtswissenschaftlichen Praxis zu problematisieren: inwiefern die Aneignung neuer Werkzeuge und Technologien Möglichkeitsräume historischen Forschens und Arbeitens geschaffen, bzw. alternative Herangehensweisen, Fragestellungen und Interpretationsangebote ermöglicht haben.⁵

Ausgehend von der These des amerikanischen Technikhistorikers Melvin Kranzberg, dass Technologie an sich „weder gut, noch schlecht, noch neutral“ ist⁶, möchte ich im Folgenden problematisieren, wie und in welcher Form die Nicht-Neutralität des Einsatzes bzw. Gebrauchs digitaler Technologien die epistemologischen Grundlagen sowie das methodologische Selbstverständnis der geschichtswissenschaftlichen Disziplinen betreffen. Der quellenkritische Umgang mit digitalen Quellen steht hierbei im Zentrum der Aufmerksamkeit, berührt er doch die Grundfesten der historischen Disziplin als Wissenschaft. Bettet man die

³ Gerben Zaagsma, On digital history, in: BMGN / Low Countries Historical Review 128,4 (2013), S. 3-29.

⁴ Andreas Fickers, Veins filled with the Diluted Sap of Rationality: A Critical Reply to Rens Bod, in: BMGN / Low Countries Historical Review 128,4 (2013), S. 155-163.

⁵ Siehe hierzu die Beiträge in Armin Heinen (Hrsg.), Historizität, Materialität und Narrativität. Zum Zusammenhang von Technikultur und Historiographiegeschichte, in: Zeitenblicke 10,1 (2011).

⁶ Siehe hierzu Andreas Fickers, „Neither good, nor bad, nor neutral“: The Historical Dispositif of Communication Technologies, in: Martin Schreiber / Clemens Zimmermann (Hrsg.), Journalism and Technological Change. Historical Perspectives, Contemporary Trends, Frankfurt am Main 2014, S. 30-52.

Frage der digitalen Quellenkritik in den praktischen Ablauf historischen Arbeitens ein, schließen sich notgedrungen Fragen der Informationsrecherche, -analyse, -präsentation und -vermittlung an.

Der Praxis digitaler Quellenkritik vorgelagert ist der Prozess der Digitalisierung und Archivierung sowie die Indexierung und Anreicherung der Digitalisate mit Metadaten, ohne die deren Recherchierbarkeit und Wiederauffindbarkeit unmöglich wäre. In beide Prozesse, die jeder historischen Quellenrecherche im Internet zugrunde liegen, greifen digitale Technologien in grundlegendem Maße ein. Moderne historische Archive sind das Resultat eines Verwissenschaftlichungsprozesses, der auf Prinzipien beruht, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurden.⁷ Basierend auf den Prinzipien des „respect des fonds“ und des „respect de l'ordre“ inkorporieren Archive Logiken des Selektierens, Indizierens und Systematisierens von historischen Quellen, und stellen demnach eine dem historischen Analyse- und Interpretationsvorgang vorgelagerte Filterfunktion in der Überlieferung dar. Als Infrastrukturen der Wissensspeicherung und -ordnung verändern Archive den ontologischen Status von Quellen: aus „Quellen“ (ein begriffliches Konstrukt des Historismus⁸) werden „Dokumente“, d.h. in Form gebrachte Information. „Documents as evidence are ontological entities whose evidentiary origins lie in their belonging to taxonomic or indexical regimes or to looser discursive or conversational regimes (...) ‚Facts‘ occur through the infrastructuralization of documentary techniques and technologies“, so Ronald Day in seiner anregenden Studie „Indexing it all“.⁹ Mit dem Prozess der Digitalisierung von „Quellen“, d.h. dem Wandel von „Dokument“ zu „Daten“, geht eine weitere Formwandlung einher, die – so die These – nicht nur das für die Herausbildung der historischen Wissenschaften so zentrale Konzept des Originals obsolet macht, sondern auch in die Überlieferungs- und Indexierungslogik des Archivs eingreift.

⁷ Arlette Farge, Le goût de l'archive, Paris 1989.

⁸ Siehe hierzu Thomas Rathmann / Nicolaus Wegmann (Hrsg.), „Quelle“. Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion. Beiheft zur Zeitschrift für Deutsche Philologie, Berlin 2004.

⁹ Ronald E. Day, Indexing it all. The subject in the age of documentation, information, and data, Cambridge, Mass. 2014, S. 4f.

Begreift man den Lebenszyklus eines Digitalisats im Sinne der historischen Informationswissenschaft¹⁰ als eine Folge von digitalen Codierungs- und Recodierungsprozessen, in denen die Digitalisate indexiert, mit Metadaten angereichert und in unterschiedlichen digitalen Umgebungen rekontextualisiert werden, macht das Konzept des „Originals“ aus quellenkritischer Perspektive keinen Sinn mehr. Der französische Mediävist Jean-Philippe Genet schlug aus diesem Grunde bereits 1994 vor, bei digitalen Quellen von „Metaquellen“ zu sprechen: „A set of structured information, modelled, passed on to the computer and processed by it“.¹¹ Die Frage der Authentizität digitaler Quellen lässt sich demnach nur auf Basis informationstechnischer Kriterien erfassen, die Metaquellen auf ihre Datenintegrität hin überprüfen. Kriterien zur Überprüfung der Datenintegrität sind dann Faktoren wie die Stabilität der Datenmenge, Datenumlaufgeschwindigkeit, Datenvarietät, Datenverunreinigung und Datenvolatilität. Wie Carl Lagoze kürzlich in einem luziden Aufsatz in der Zeitschrift „Big Data & Society“ argumentiert hat, verändert der Prozess der Digitalisierung die klassische „Kontrollzone“ der Archive und erzeugt ein neues Handlungsfeld, in dem Datenproduzenten, Datenhüter und Datennutzer auf je eigene Weise in die Konstruktion des epistemischen Objekts „Quelle“ eingebunden sind.¹²

Voraussetzung der digitalen Datennutzung ist erst einmal deren Identifizierung bzw. „Entdeckung“ im „Himalaya of Data“.¹³ Da sowohl die Suche nach als auch der Zugriff auf Metaquellen immer öfter online geschieht und wir zudem mit einer rasant anwachsenden Masse von digitalen Informationen konfrontiert werden, entwickelt sich der verständnisvolle und kritische Umgang mit Suchmaschinen und Online-Datenbanken zunehmend zur Kernkompetenz historischer Forschungspraxis im digitalen Zeitalter. Das schon von Peter Haber als

¹⁰ Onno Boonstra / Leen Breure / Peter Doorn, *Past, Present and Future of Historical Information Science*, Amsterdam 2004.

¹¹ Jean-Philippe Genet, „Source, métasource, texte, histoire“, in: F. Bocchi / P. Denley (Hrsg.), *Storia & Multimedia*, Bologna 1994, S. 3-17.

¹² Carl Lagoze, „Big Data, data integrity, and the fracturing of the control zone“, in: *Big Data & Society* 1 (2014), S. 1-11.

¹³ Pelle Snickars, „Himalaya of Data“, in: *International Journal of Communications* 8 (2014), S. 2666-2678.

„Google-Syndrom“ beschriebene Phänomen, dass die Suchlogik algorithmusbasierter Suchmaschinen auf statistischer Evidenz beruht, nicht jedoch Relevanzkriterien genügt, die auf problemorientierter historischer Fragestellung gründen, macht die Heuristik des Suchens zum wesentlichen Bestandteil digitaler Quellenkritik.¹⁴ „Algorithmic criticism“, d.h. ein Verständnis der Funktionsweise statistischer Datenerfassungs- und Darstellungsmodi muss daher zur Basiskompetenz der in mehreren Beiträgen einforderten „digital literacy“ avancieren.¹⁵ Statt über die Suchpraxis der „digital natives“-Generation zu klagen täten wir besser daran, uns kritisch mit den datentechnischen und infrastrukturellen Grundlagen digitaler Forschungspraxen auseinander zu setzen und die Schulung informationswissenschaftlicher Grundlagen zum Kernbestandteil geisteswissenschaftlicher Ausbildung zu machen.

Ein weiterer Baustein dieser Ausbildung muss auch die „media literacy“ sein, die in mehreren Beiträgen angesprochen wurde. Nicht nur wegen der Tatsache, dass sich das World Wide Web zunehmend von einem textbasierten zu einem multimedialen Medium gewandelt hat, erfordert v.a. die zeithistorische Forschung grundlegende Kompetenzen im Bereich der audiovisuellen Quellenanalyse. Die Ignoranz audiovisueller Quellen in der Zeitgeschichtsschreibung kann angesichts der massiven Retrodigitalisierung audiovisueller Quellenbestände im internationalen Kontext und deren stetig wachsende online Verfügbarkeit nicht länger damit gerechtfertigt werden, dass der Zugang zu diesen Quellenbeständen notorisch schwierig, ja unmöglich sei. Von weit grundlegender Bedeutung scheint mir die Herausforderung, neue Formen der digitalen Geschichtserzählung zu entwickeln, welche die visuelle oder auditive Evidenz audiovisueller Quellengattungen nicht nur zur Illustration wissenschaftlicher – d.h. textbasierter – Geschichtsnarrative nutzt, sondern ihre indexikalische Qualität zum Bestandteil der historischen Argumentation und Beweisführung macht.¹⁶ Sind die erzählerischen Möglichkeiten transmedialer Narrative im Bereich fiktiona-

¹⁴ Peter Haber, „Google-Syndrom“. *Phantasmagorien des historischen Allwissens im World Wide Web*, in: Michael Hagner / Caspar Hirschi (Hrsg.), *Nach Feierabend 2013: Digital Humanities*, Zürich 2013, S. 175-189.

¹⁵ Stephen Ramsey, *Reading Machines. Toward an Algorithmic Criticism*, Urbana 2012.

¹⁶ Siehe exemplarisch das Projekt „The roaring twenties“ der online Zeitschrift *Vectors*: <<http://vectorsdev.usc.edu/NYCsound/777b.html> (19.01.2016).

ler Geschichten längst erprobt und etabliert, tut sich die Geschichtswissenschaft extrem schwer mit der Idee, die Möglichkeiten nicht-linearer, multimedialer Formen faktualer Erzähltechniken auch nur zu denken – geschweige denn in experimenteller Weise zu erproben.

Mit dem digitalen Zeitalter und vor allem dem Internet als Massenmedium bietet sich zukünftigen Historikern (d.h. mit digitalen und medialen Kompetenzen ausgebildeten Studierenden) die Chance, geschichtswissenschaftliche Erzählungen in anschaulicher Weise für ein breites Publikum zu präsentieren. Dem oft beklagten „Autoritätsverlust“ der Geschichtswissenschaft in populären Medien – allen voran im Fernsehen – könnte so entgegen gewirkt werden. Aus geschichtsdidaktischer Perspektive wichtiger ist, dass Studierende die Komplexität audiovisueller Quellen grundlegender verstehen, wenn sie diese nicht „nur“ analysieren lernen, sondern sie zum Bestandteil ihrer selbst erzeugten Narrative machen müssen – etwa in Form von Podcasts oder Videoessays. Das Annotieren audiovisueller Metaquellen sollte so selbstverständlich werden wie das Referenzieren von Literatur und das Anbringen von Quellenverweisen in Form von Fußnoten in wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern.¹⁷

Das Produzieren digitaler Erzählungen – etwa in Form von „database histories“ oder „enhanced publications“ – bedeutet aber auch, dass wir uns der Tatsache bewusst werden müssen, dass wir als Historiker aktiver Teil der Datenmanipulation werden.¹⁸ Wie Jim Mussel so prägnant in seinem Aufsatz „Doing and Making: History as Digital Practice“ beschrieben hat, erfordert nicht zuletzt der Einsatz softwarebasierter Analysewerkzeuge (etwa von text-mining tools) ein vertieftes Verständnis des manipulativen oder im Sinne von Kranzberg „nicht-neutralen“ Charakters solcher Werkzeuge: „In manipulating data from multiple resources, modelling their relationships and so exposing facets hitherto unrealized, the historian moves from simulation to simulacra, to validating representations against reified originals to producing analyses

¹⁷ Renee Hobbs, *Digital and Media Literacy: Connecting Culture and Classroom*, London 2011.

¹⁸ Steve Anderson, *Technologies of History: Visual Media and the Eccentricity of the Past*, Hanover 2011.

of phenomena, objects and relationships that belong to the past.“¹⁹ Mit anderen Worten: das Arbeiten mit digitalen Metaquellen erfordert eine doppelte Reflexivität, welche digitale Quellenkritik mit konstruktivistischer Medienkritik zu einer die erkenntnistheoretischen Anforderungen des digitalen Zeitalters reflektierenden Geschichtstheorie verbindet.

Grundwissenschaften in den Altertumswissenschaften

von Wolfgang Spickermann

von Leif Scheuermann

Aus einer dezidiert althistorischen Perspektive bilden die Grundwissenschaften, und hierbei sind neben den klassischen Hilfswissenschaften wie der Epigraphik; Papyrologie und der Numismatik auch die Nachbarwissenschaften Archäologie und klassische Philologie oder die (historische bzw. biblische) Theologie zu nennen, die absolute Basis jeglichen wissenschaftlichen Arbeitens. Die Fachinformatik (um den zwar alten, jedoch immer noch in seiner Bedeutung zutreffenden Begriff zu nennen) bzw. die Digital Humanities sind als Hilfsdisziplinen Teil dieses Fächerkanons der Grundwissenschaften. Ein Primat letzterer vor den zuerst genannten wäre jedoch keinesfalls im Sinne der Altertumswissenschaften als einem Ganzen. Eine solide Ausbildung in z.B. der Epigraphik kann nicht durch informationstechnologische Verfahren ersetzt werden.

Auf der anderen Seite ist aber auch klar, dass die klassischen Teildisziplinen ohne die Nutzung großer internetgestützter Datenressourcen heute nicht mehr auskommen. Grundlage für diese Daten bildet jedoch die Autopsie des Materials, sei es nun eine Münze, eine Inschrift, ein Papyrus oder auch ein Text, welche nicht ohne den geschulten und gut ausgebildeten Experten auskommt. Das Ordnen und begrifflich Fassen des antiken Objektes als zentraler Bestandteil des hermeneutischen Prozesses der Wissensbildung kann nicht jenseits der historischen Fachexpertise von statten gehen und ist auch nicht durch die im Bereich der *citizen science* oft beschworene „Weisheit der Masse“ („The wisdom

¹⁹ Jim Mussel, *Doing and Making. History as Digital Practice*, in: Toni Weller (Hrsg.), *History in the Digital Age* (wie Fußnote 1), S. 79-94, hier: S. 91.

of crowds“) oder automatisierter Verfahren selbstlernender Systeme zu ersetzen. Hier bedarf es ausgebildeter Expertinnen und Experten.

Es bleibt also festzuhalten, dass die Altertumswissenschaften ohne die grundlegende fachwissenschaftliche Ausbildung zum Scheitern verurteilt sind. Neue informationstechnologische Verfahren können zur besseren Kommunikation unter den Wissenschaftler/innen beitragen, können Ressourcen vernetzt zugänglich machen, können zu einer besseren didaktischen Vermittlung und Außenrepräsentation beitragen, sie können aber keinesfalls die aus den Daten und Informationen Wissen generierenden, solide ausgebildeten Fachleute ersetzen. Jeder Versuch einer „data driven history“, einer Rekonstruktion der Antike „wie sie wirklich war“, indem man nur alle möglichen Daten sammelt und nebeneinander stellt, bleibt im Romantizismus des 19. Jahrhunderts stecken. Diese Ausrichtung der Digital Humanities wäre dann wirklich ein Rückschritt. Die Altertumswissenschaften und besonders die Grundwissenschaften verstehen sich spätestens nach der Wende vom 19. in das 20. Jahrhundert nicht mehr als bloße Sammlerinnen von antiken Artefakten, sondern als moderne methoden- und theoriegeleitete Disziplinen. Die digitale Wende darf weder zu einem Rückschritt führen, noch dürfen die Entwicklungen in den neuen Medien von einer Fachcommunity außen vor gelassen werden. Es bedarf der Integration digitaler Verfahren in die Fachdisziplin, doch ist dies nur über eine Stärkung beider Seiten erreichbar, also einer Stärkung besonders der Grundwissenschaften, da diese die unabdingbare Basis für alle möglichen Anwendungen digitaler Verfahren bilden.

Mehr Kooperation!

von Karl Ubl

Das Positionspapier spricht einen divergierenden Trend an: Immer mehr Originaldokumente aus der Vormoderne werden digital verfügbar gemacht, während die Vermittlung von Kompetenzen zur Deutung dieser Dokumente in der universitären Lehre fast im gleichen Ausmaß geschwunden ist.

Die Konsequenzen der digitalen Revolution wird niemand ernsthaft bestreiten wollen. Ganze Archive und Bibliotheken sind inzwischen im Netz verfügbar gemacht worden. Doch darin liegt meines Erachtens nicht die zentrale Bedeutung der digitalen Revolution für die Geschichtswissenschaft. Schließlich lagen auch zuvor die Originaldokumente für alle einsehbar in den Archiven und Bibliotheken bereit. Vor zehn Jahren tingelte man auf der Jagd nach karolingischen Handschriften noch mit dem Wohnmobil durch die Kleinstädte Frankreichs, heutzutage kann ein Großteil dieser Arbeit zuhause vor dem Bildschirm erledigt werden. Mehr Bequemlichkeit ja, aber mehr auch nicht.

Eine neue Qualität gewinnt die universale Verfügbarkeit erst mit den Chancen und Möglichkeiten der Erschließung, die von den Digital Humanities entwickelt und zur Verfügung gestellt werden. Interaktive Forschungsportale, digitale Editionen und Big-Data-Projekte schießen in Deutschland in letzter Zeit beinahe wie Pilze aus dem Boden. Eine vor kurzem vorgestellte Studie der Mellon Foundation unterstreicht die hohe Reputation Deutschlands im Bereich Digital Scholarship.¹ Dennoch stehen diese Kooperationsprojekte von Geschichtswissenschaft und Digital Humanities noch am Rand der diskursiven Aufmerksamkeit. Man schaue nur auf die Rezensionsteile der wissenschaftlichen Zeitschriften: Jeder Sammelband wird dutzendfach besprochen, eine Sichtung und Bewertung der neuen digitalen Erschließungsprojekte wird dagegen nicht vorgenommen. Das gebundene Buch steht weiterhin im Fokus. Die Immaterialität des Netzes gereicht hier zum Nachteil.

Von dieser Entwicklung unabhängig kam es in den letzten Jahren zum allmählichen Abbau der historischen Grund- oder Hilfswissenschaften. Die Entwicklung folgte der Logik des Bologna-Prozesses. Im Rahmen der neuen Bachelor-Studiengänge war für dieses kleine Nebenfach kein Platz mehr. Dies als Verlust zu beschreiben, leuchtet ein. Gerade die Grundwissenschaften zwangen durch die quellspezifische Perspektive zum Blick über den Tellerrand des eigenen Fachgebiets hinaus. Historiker mit dieser Ausbildung entwickelten ein Verständnis für die gesamte Epoche, welches in der immer weiter voranschreitenden Spezialisierung der Wissenschaft verloren zu gehen droht. Die

¹ Siehe <<http://www.clir.org/pubs/reports/pub168> (19.11.2015).

Die Ironie der Geschichte

von Thomas Rahlf

bestehenden Lehrstühle für Grundwissenschaften sollten daher unbedingt erhalten werden, auch um die Fortbildung der Methoden und der Inhalte dieser Disziplinen zu gewährleisten. Das Positionspapier fordert darüber hinaus eine „Verankerung von Grundwissenschaften an möglichst allen Historischen Seminaren“ – aber wie?

Eine Rückkehr zur guten alten Vergangenheit ist nicht denkbar. Im heutigen „Studienbetrieb“ kann es nur darum gehen, die Vermittlung solcher Fähigkeiten im akademischen Bachelor sowie vermehrt im Master-Bereich zu verankern. Möglicherweise ist es dann auch an der Zeit, die traditionelle Struktur des mittelalterlichen Pro- oder Einführungsseminars zu überdenken, da in vielen Studiengängen die Anfertigung einer Hausarbeit in einem weiterführenden Seminar gar nicht mehr erforderlich ist. Die Differenzierung der Studiengänge sollte auch eine Differenzierung des Unterrichts zur Folge haben. Dann müssten auf Master-Ebene aber auch genügend Freiräume geschaffen werden, um Fertigkeiten und Kenntnisse der Historischen Grundwissenschaften zu erlernen. Hier können die außeruniversitären Forschungsprojekte, Institute und Archive in den Dienst genommen werden, die durch ihre vielfältigen Kooperationen mit den Universitäten die Sonderstellung der deutschen Geschichtswissenschaft ausmachen. Daneben sollte bei den Einrichtungen zur Forschungsförderung ein Bewusstsein für diesen divergierenden Trend geschaffen werden, damit bei der Mittelvergabe auch Projekte mit einer grundwissenschaftlichen Ausrichtung zum Zuge kommen. Die Akademienunion beschreitet seit langem diesen Weg, aber auch die DFG sendet in letzter Zeit wieder positive Signale aus (siehe das jüngst bewilligte Wuppertaler Graduiertenkolleg). Die größte Chance, den Grundwissenschaften wieder Relevanz zu verleihen, sehe ich jedoch in der Kooperation mit den Digital Humanities. Beide brauchen einander dringend: So manches Projekt der Digital Humanities ist gescheitert (oder drohte zu scheitern), weil die erforderlichen Kompetenzen in den Grundwissenschaften nicht vorhanden waren. Um dieses Potential auszuschöpfen, ist allerdings auch ein Umdenken der häufig traditionalistisch arbeitenden Grundwissenschaften erforderlich. Mancherorts ist man schon auf gutem Weg – viel bleibt aber noch zu tun.

Das VHD-Grundsatzpapier „Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer“ von Eva Schlotheuber und Frank Bösch ist sehr zu begrüßen. Als Student hatte ich mich immer gefragt, wozu man sich eigentlich mit Heraldik oder Sphragistik beschäftigt. Gab und gibt es doch so viel spannendere Bereiche der Geschichtswissenschaft, wie zum Beispiel die Auswertung serieller Quellen mit fortgeschrittenen statistischen Verfahren, um damit zu völlig neuen Erkenntnissen zu gelangen. Es ist nicht zu bestreiten, dass die „klassischen“ Hilfswissenschaften ihre Existenzberechtigung haben: Wenn niemand mehr weiß, was Wappen, Siegel und Münzen bedeuten, wie Urkunden aufgebaut sind und ediert werden müssen, wie man handschriftliche Akten überhaupt lesen kann, dann braucht man auch keine digitale Hilfs- oder Hauptwissenschaft, die auf dieser Grundlage wohlmöglich neue, zumindest jedoch zeitgemäße Erkenntnisse und Resultate produziert. Und zugegeben: Die mittlerweile auch von deutschen Autorinnen und Autoren publizierten Arbeiten mit fortgeschrittenen computergestützten statistischen Berechnungen, insbesondere zur Wirtschaftsgeschichte, verwenden ausnahmslos Verfahren, die in den Methodenübungen der benachbarten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erlernt werden können.

Was aber ist mit den seriellen Quellen? Das ist die Ironie der Geschichte. Ausgerechnet sie spielen in den Diskussionen um die *Digital Humanities* keine Rolle. Das ist zum einen bemerkenswert, weil sie nämlich ein Nukleus dieser mittlerweile doch recht strahlenden „neuen“ (Hilfs-)Wissenschaft waren, als die quantitative Geschichtswissenschaft nicht nur Wirtschafts- und Sozialgeschichte war, sondern mehr sein wollte, und in Computern ihre Instrumente für einen Paradigmenwechsel erblickte. Gleichzeitig gehört die quantitative Auswertung serieller Quellen traditionell auch nicht zu den Historischen Grund- oder Hilfswissenschaften. Daher ist es zum anderen vor allem bedauerlich, dass diese Quellen weder hier noch dort eine nennenswerte Rolle spielen.

Was ihre Verfügbarmachung angeht, fristen sie ebenfalls ein Schattendasein. Zwar ist der Bereich der Editionen geradezu idealtypisch für eine erfolgreiche Verknüpfung von Altem (textkritischem Editieren) und Neuem (digitalem Enkodieren und Präsentieren). Quelleneditionen, vor allem die traditionell unter der Obhut von Historischen Kommissionen oder landesgeschichtlichen Gesellschaften stehenden großen Editionsprojekte, widmen sich aber eher solchen Überlieferungen, die gerade nicht durch die Eintönigkeit des scheinbar immer gleichen hervorstechen – Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel.

Aus den Archiven kommen in den letzten Jahren begrüßenswerte Initiativen, durch Information für den Gebrauch ihrer, so wörtlich, „unbekannten“ seriellen Quellen und Massenakten zu werben.¹ Aber die Archive beschränken sich eben auf „ihre“ Quellen im Sinne von „Beständen“. Ausführungen zu den Möglichkeiten einer computergestützten Auswertung oder auch nur maschinellen Verarbeitung sucht man bislang vergeblich: Was kann man auf welche Weise auswerten, was sollte man tunlichst vermeiden? Wie kann man die einen Daten mit den anderen verknüpfen? Georg Vogeler stellte kürzlich die Frage: „Warum werden mittelalterliche und frühneuzeitliche Rechnungsbücher eigentlich nicht digital ediert?“² Man könnte ergänzen: Warum erklärt eigentlich niemand den Studierenden die Aussagefähigkeit und Auswertungsmöglichkeiten dieser Quellengattungen – über den Einzelfall hinaus? So, wie wir es von der Heraldik und Sphragistik für Wappen und Siegel kennen. Eine systematische, didaktische Quellenkunde zu seriellen Quellen gibt es in Deutschland nicht, nicht als Lehrbuch,

¹ Unbekannte Quellen: „Massenakten“ des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen seriellen Schriftguts aus normierten Verwaltungsverfahren (= Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 32), im Auftrag des Landesarchivs hrsg. von Jens Heckl, Düsseldorf 2010; Dass. Band 2 (= Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 43), Düsseldorf 2012. Die Bände orientieren sich vom Aufbau her an: Serielle Quellen in südwestdeutschen Archiven (= Publikationen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins), hrsg. von Christian Keitel und Regina Keyler, Stuttgart 2005.

² Georg Vogeler, Warum werden mittelalterliche und frühneuzeitliche Rechnungsbücher eigentlich nicht digital ediert?, in: Constanze Baum / Thomas Stäcker (Hrsg.), Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 1) (2015), <<http://www.zfdg.de/warum-werden-mittelalterliche-und-fr%C3%BChneuzeitliche-rechnungsb%C3%BCher-eigentlich-nicht-digital-ediert> (24.11.2015). DOI: 10.17175/sb001_007

geschweige denn als Lehrstuhl oder Institut. Will man in deutscher Sprache zum Beispiel etwas zu den Methoden der Historischen Demographie erfahren, muss man auf ein schmales Büchlein von 1978 zurückgreifen.³

Richtungweisende Erkenntnisse auf der Basis von seriellen Quellen in der Wirtschafts-, Sozial-, Umwelt-, Politik-, Kultur- oder Kriminalitätsgeschichte verdanken wir häufig Autodidakten: einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern oder kleinen Arbeitsgruppen, die sich selbst erarbeitet haben, welche Schlüsse man aus Preiskuranten, Kirchen-, Renten- und Hypotheken-, Rechnungs-, Turm- und Steuerbüchern, Inventuren und Teilungen, Testamenten, Matrikeln, Haushaltsrechnungen, Personenakten, amtlichen Statistiken unterschiedlichster Provenienzen und vielem mehr ziehen kann. Oder solchen, die auf die Landesgeschichte zugegangen sind.⁴ Keine dieser Erkenntnisse ist in den letzten dreißig Jahren ohne den Gebrauch von Computern entstanden. Aber praktisch in jedem einzelnen Fall ist es „irgendwie“ geschehen.

Manfred Thaller hat vor einem Vierteljahrhundert in einer „Halbgrauen Reihe zur Historischen Fachinformatik“ in einer „Serie A - Historische Quellenkunden“ mehrere Skripte herausgegeben, die jeweils eine (serielle) Quellengattung in den Mittelpunkt stellten, in der diese nicht nur Quellen, sondern auch Daten waren. Eine „Serie C – Datenbasen als Editionen“ sollte die Quellenkunden um konkrete Daten / Quellen

³ Arthur E. Imhof, Einführung in die historische Demographie, München 1977. Dass derlei Fragestellungen durchaus noch aktuell sind, belegen beispielweise die Aktivitäten des Rostocker Forschungsverbunds Historische Demographie oder ein jüngst erschienener Sammelband mit Beiträgen aus Spanien, den Niederlanden, Dänemark, Kanada und Australien, den die Herausgeber im Vorwort als „at the heart of digital humanities“ verorten: Gerrit Bloothoof / Peter Christen / Kees Mandemakers / Marijn Schraagen (Hrsg.), Population Reconstruction, Cham 2015.

⁴ Siehe zum Beispiel den Tagungsbericht des gemeinsam vom Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften (sic!) Tübingen, der University of Cambridge, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Alemannischen Institut veranstalteten Tagung „Revolution des Fleißes, Revolution des Konsums? Leben und Wirtschaften im ländlichen Württemberg 1650-1800“: Georg Wendt, Tagungsbericht: Revolution des Fleißes, Revolution des Konsums? Leben und Wirtschaften im ländlichen Württemberg 1650-1800, 12.09.2012 – 14.09.2012 Stuttgart-Hohenheim, in: H-Soz-Kult, 28.11.2012, <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-4491> (24.11.2015).

ergänzen. Mit dem technischen Fortschritt und den zunehmenden Möglichkeiten der digitalen Verarbeitung nichtnumerischer Informationen sind solche Ansätze in der Versenkung verschwunden. Sie sind aber so aktuell wie eh und je: denn historische Daten weisen in aller Regel einen höheren Komplexitätsgrad auf als etwa Meinungsumfragen der Sozialwissenschaften. Man könnte sie nunmehr mit allen Raffinessen der modernen Möglichkeiten digitaler Geisteswissenschaften standardisiert bearbeiten. Man müsste sehen, wie man ihre Auszeichnungspraktiken (TEI, EAD) mit denen der Sozialwissenschaften (DDI, SDMX) in Einklang bringt. Eine echte und lohnenswerte Herausforderung. Man müsste Standards schaffen, wie diese Daten angemessen digital erschlossen werden können, so dass sie für relevante Fragestellungen primär und sekundär verwendbar sind. Das müsste verbunden werden mit der Aufnahme einer seriellen Quellenkunde in den Kanon der klassischen Hilfswissenschaften. Wie genau das zu lösen ist, muss man sehen. Eine analoge wie digitale Kunde serieller Quellen gehört jedoch zu einer kompletten Geschichtswissenschaft und zu ihren Hilfswissenschaften als integraler Bestandteil dazu, jenseits aller strategischen Herausforderungen durch neue Quellen oder durch aktuelle technische Möglichkeiten zur Bearbeitung alter.

On the Bias of Big Data: A Response to Malte Rehbein

von Philipp Reick

In a recent discussion about the significance of structured databases for historical research, Malte Rehbein provided an instructive critique of historians' usage of large datasets.¹ Focusing on a widely acclaimed project by a group of scholars around art historian Maximilian Schich, Rehbein convincingly argues that even the most visually sophisticated chart depends on critical engagement with its data. Schich et al.'s „Charting Culture“ draws on birth and death place information of noteworthy per-

¹ Forum: M. Rehbein: Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherrschen, nicht beherrscht, in: H-Soz-Kult, 27.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2905>>.

sons which the authors collected from the three databases Freebase.com, the General Artist Lexicon, and the Getty Union List of Artist Names. Distinguishing place of birth and place of death by blue and red color, the resulting map highlights migration patterns over two millennia. In the words of the authors, it thus allows us to see a „network of cultural centers connected via birth and death of more than 150,000 notable individuals.“² Though the short animation that resulted from their research is fascinating to look at, the assumptions drawn here indeed indicate a problematic usage of historical data.³ In particular Rehbein points out that it is unclear what exactly we learn from a chart that claims to illustrate the evolution of human culture on a global scale over a period of two thousand years if the underlying data stem predominantly from Western sources.

The authors are quite aware that historical datasets are not free of bias. In the supplementary material, they acknowledge several aspects relating to the underrepresentation of regions outside of Europe and North America. What they do not discuss, however, is the fact that their chart relies upon data of *notable* individuals only. This limitation is the reason why „Charting Culture“ also draws a socially distorted map of cultural exchange. Illustrated here is the changing cultural attraction of cities and regions for educated, famous, or propertied individuals, yet we learn nothing about the migration of uneducated, ordinary, or unpropertied individuals and their impact on cultural exchange. The chart, in other words, is problematic both with respect to the underlying Eurocentrism of its data as well as the utter neglect of class. This raises the more fundamental question whether historical analyses relying on large databases that are easily available today run the risk of marginalizing lower-class experiences.

For decades social and cultural historians have struggled to shift attention away both from the „great men“ as well as the large-scale structural forces that supposedly determine the course of history. In so doing they displayed an enormous creativity in finding new types of sources

² Maximilian Schich et al., A Network Framework of Cultural History, in: *Science* 345, 6196 (2014), pp. 558–562.

³ See <<http://www.nature.com/nature/videoarchive/charting-culture/index.html>> (29.11.2015).

or in interpreting existing bodies of sources differently. The wish to learn more about the everyday lives of peasants, working women, or slaves was deeply influenced by the hope to restore historical agency to those who were deprived of it. This very agency is threatened by research that relies exclusively on databases which either ignore marginalized groups altogether or which treats them in the same way they had been regarded by the historical data collectors in the first place – that is, as a statistical entity.

Take for instance the correlation of international migration and cultural exchange implied in „Charting Culture“. That Schich et al. focus on data about notable individuals cannot be explained by the fact that we generally lack data of „non-notable people“ traveling the trans-Atlantic world of the seventeenth and eighteenth century. Meticulously documented in accounting records or logbooks, we do possess data for thousands of slaves who were transported across the ocean. Yet though the international slave trade surely had enormous cultural implication, it cannot be integrated easily into a chart measuring voluntary migration.⁴ For not even records of birth and death are as socially neutral as they might seem. The animation that is based on the findings of Schich et al. for instance informs us that the English-born John Washington, great-grandfather of the first president of the United States, died in the new colony of Virginia.⁵ This tells us a lot about the individual experience of Washington himself as well as about the class he belonged to. Given that Washington settled in Virginia voluntarily, we must assume that he was prepared to take the risk of starting a new life abroad – and that he had the financial resources to do so. When, on the other hand, a chart depicts the forced migration of a seventeenth century slave, we learn nothing about her or his desires or socio-economic background. Instead of drawing conclusions about what might have attracted the slave to a particular place, such data primarily allows us to make assumptions about the demand for slave labor or the availability of capital to pay for it. And this discrepancy is inherent in the data itself. After all, such

⁴ See Anne Farrow, *The Logbooks: Connecticut's Slave Ships and Human Memory*, Middletown 2014; Marcus Rediker, *The Slave Ship: A Human History*, New York, 2007.

⁵ See <<http://www.nature.com/nature/videoarchive/charting-culture/index.html>> (29.11.2015).

data simply epitomizes the historical marginalization of large groups of people. When Schich et al. conclude that New York City today is „a clear death attractor but gave birth to more notable individuals than it attracted around 1920,“⁶ what they are really saying is that the city was apparently less attractive in the 1920s for those people who their crowd-sourced and expert-curated databases regard as „notable.“ Yet to conclude that New York in 1920 had less cultural attraction would mean to belittle the cultural impact of tens of thousands of African American migrants who might not appear in databases of notable people yet who nevertheless were the driving forces behind the Harlem Renaissance. As long as we are unable to remedy such glaring social bias in our data, we should avoid general assumptions about cultural interaction across time and space as suggested in „Charting Culture.“

Although this criticism points towards inequalities inherent in the data itself, much of the social bias in data-based historical research of course stems from discrepancies in the selection of what is digitized and what is not. Think for instance of Pro Quest's „Historical Newspapers“, a crucial digital archive for North American newspapers. Providing full text search options for flagship papers like the *New York Times* or *Washington Post*, this widely used database features not one title that catered to a working-class readership, despite the fact that trade union and workers' newspapers mushroomed in the second half of the nineteenth century.⁷ Or take its German equivalent, ZEFYS, that provides mostly digital copies but also several full texts of historical newspapers in the German language. Among the 180 digitized titles offered by ZEFYS, users search in vain for papers documenting the rich history of early organized labor, social-democratic politics, or working-class thought in the nineteenth century.⁸ Apparently it requires the initiatives of private corporate bodies to digitize fundamental working-class papers such as the German *Vorwärts*.⁹ If historical sources of

⁶ Maximilian Schich et al., Supplementary Materials for A Network Framework of Cultural History, in: *Science* 345, 558 (2014), <<http://www.sciencemag.org/content/345/6196/558/suppl/DC1>> (29.11.2015).

⁷ See <<http://www.proquest.com/products-services/pq-hist-news.html>> (29.11.2015).

⁸ See <<http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/>> (29.11.2015).

⁹ See the digitization project by the Friedrich-Ebert-Stiftung that started earlier in 2015, <<http://www.vorwaerts.de/artikel/fes-digitalisiert-vorwaerts>> (29.11.2015).

disadvantaged social groups continue to be marginalized precisely in those large databases that provide user-friendly and full text access, then their voices will remain underrepresented in both teaching and research. By implication this means that students today more than ever require training in a broad range of methods and practices, from reading Sütterlin to allocating non-digitized sources. And it is our responsibility to provide this kind of knowledge.

Grundwissenschaften als Masterdisziplin der Nachnutzung

von Katrin Moeller

Komplexe Fragestellungen brauchen eine multiple Quellenbasis. Daten für historische Forschungsprojekte zu erzeugen, ist nach wie vor eine kostspielige Angelegenheit. Auch wenn OCR-Software, Spracherkennung und Transkriptionstools heute Dinge leisten, die wir vor zehn Jahren kaum für möglich gehalten haben, ist die automatisiert erzeugte, maschinenlesbare, plattformunabhängige und wissenschaftlich erschlossene Volldigitalisierung von historischen Quellen noch immer lediglich eine Vision. Das Gebot der Stunde ist daher nach wie vor ein möglichst effektiver und nachhaltiger Gebrauch von Forschungsdaten. Die Nachnutzung von Daten gerät daher interdisziplinär zu einer wichtigen Arbeitsweise wissenschaftlicher Forschung. Angefangen von Fragen des Mediums, auf dem Daten langfristig gespeichert werden, über Methoden der Langzeitarchivierung bis hin zu Fragen der Dechiffrierung alter Informationen werden daher momentan zahlreiche Probleme in den natur- und informationswissenschaftlichen Forschungsfeldern diskutiert.

Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der historischen Grundwissenschaften – als Experten von Nachnutzungswissen schlechthin – beteiligen sich an diesen Diskussionen bislang kaum. Zu weit weg scheint der Weg von der mittelalterlichen Handschrift hin zu den Fragen der Datensicherung im Zeitalter von „Big Data“ zu sein. Dabei geht es auch beim Datenmanagement durchaus um klassische Fragen der Archiv- und Materialkunde, der Langzeitspeicherung und der Re-

konversion von Wissen: alles klassische Arbeitsfelder der historischen Grundwissenschaften. Es liegt daher auch an den historischen Grundwissenschaften selbst, dass die Diskussion um wichtige Forschungsstrategien für die Zukunft ohne sie verläuft.

Dabei gibt es viele Anknüpfungspunkte, bei denen Historikerinnen und Grundwissenschaftler ihre Kompetenzen als Spezialisten der Nachnutzung einbringen könnten. Grundwissenschaftlerinnen, die heute etwa allgemeine Bewertungskriterien zur Auswahl von Forschungsdaten benennen, werden vermutlich viel Aufmerksamkeit für ihre Ausführungen bekommen. Was ist der wesentliche Kern von Forschungsdaten, der erhaltenswürdig ist? Welche Metadaten von Materialien und Objekten müssen erfasst, wie können sie beschrieben werden, damit Texturen erschließbar, aber auch ohne allzu viel Mehrarbeit erfasst werden können? In welcher Weise müssen wir Methoden und administrative Vorgänge dokumentieren, so dass man ihren Sinn noch in zweihundert Jahren nachvollziehen kann? Was ist in den Zeiten von *Copy and Paste* eigentlich noch Original und was eine Kopie?

Das *Semantic Web* verspricht die Generierung von Antworten auf Knopfdruck. Wie gut diese Antworten sein werden, hängt aber von den eigenen Anstrengungen der Fachdisziplinen ab, diesen Schritt mit zu gestalten. Bisher basieren diese Suchen meist auf einer Volltextrecherche eines durch Algorithmen erschlossenen Korpus. Spezifisch historische Fragen lassen sich jedoch mit den mathematischen Prozeduren bisher (noch) nicht zielgenau beantworten. Das Problem wird noch zunehmen, wenn riesige Textmengen über das Web analysierbar werden. Ein Lösungsansatz, hier spezifischere Antworten zu generieren, sind fachgeleitete und möglichst standardisierte Vokabularien, um Wissen in der wissenschaftlich notwendigen Tiefe erschließbar zu machen. Allgemein geht es beim Forschungsdatenmanagement bisher allerdings meist um formale Standards, die Metadaten für Literatur, Quellen und Editionen wiedergeben. Neue Impulse setzten Textauszeichnungssprachen wie TEI, die große Textkonvolute schnell transformierbar und erschließbar machen. Einen anderen Ansatz bietet die in den bibliothekarischen Findmitteln fest verankerte Generalnormdatei, die Identifizierungsmöglichkeiten und Normierungen für Personen, Orte und Schlagwörter anbietet. Aufgrund von Rahmenbedingungen und Zeitmanagement in

Forschungsprojekten gibt es häufig aber meist keine Tiefenerschließung, die von fachwissenschaftlichen Fragestellungen geleitet würde. Hier im Verbund der gesamten Forschungscommunity analog zu anderen Fachdisziplinen innerfachliche Systematiken zu entwerfen und zu benutzen, wäre in meinen Augen eine wichtige Aufgabe, der sich die Grundwissenschaften gemeinsam mit der Fachwissenschaft widmen könnten.

Immerhin wollen wir keine unnützen Datenhalden produzieren, sondern die Informationen bewahren, die für den Erkenntnisprozess zentral sind. Die Herausforderungen sind groß und die Geisteswissenschaften aufgefordert, sich an der Architektur der Zukunft zu beteiligen.

Sicherlich ist dieser Prozess des sich Einbringens nicht immer einfach. Interdisziplinarität wird heute zwar überall vorausgesetzt und ist im Ergebnis sehr bereichernd, sie ist aber auch anstrengend. Um tatsächlich in einer Sprache zu sprechen, muss man sich häufig erst intensiv einarbeiten. Hinter den scheinbar gleichen Begriffen stecken oft verschiedene Inhalte. Auch auf diesem Feld besitzen Historiker und Historikerinnen Spezialkompetenzen. Recherche und Texterschließung von Inhalten aller Art gehört zu unseren Grundkompetenzen. Viele nicht immer nur einladend wirkende Begriffe und Techniken sind zu erfragen. Viele neue Fachkenntnisse sich anzueignen. Sie führen weg vom eigenen Fach, entfremden von der eigenen wissenschaftlichen Heimat. Bisher werden derartige Leistungen beispielsweise rund um das Forschungsdatenmanagement oder Basiskompetenzen in der eigenen wissenschaftlichen Fachdisziplin nicht zwangsläufig honoriert. Dies liegt darin begründet, dass solche Leistungen am Ende nicht unbedingt in Form von fachhistorischen Publikationen vorliegen. Wir brauchen daher verstärkt Ideen, wie die Erbringung von Datenbanken, Webportalen, Forschungsdaten oder Programmen noch dazu im Zeitalter des kooperativen Forschen und Lehrens wissenschaftlich sichtbar gemacht und anerkannt werden.

Es ist an der Zeit, nicht nur auf die Materialien der Vergangenheit, sondern auch auf die der Zukunft zu blicken. Die Geschichtswissenschaftler als Experten für Zeit und den von ihr verursachten Wandlungsprozessen haben momentan faszinierende Möglichkeiten, Zukunft zu gestalten.

Vom digitalen Umgang mit ediertem Grauen – forschungsethische Fragen

von Peter Haslinger und Tatjana Tönsmeier

„Quellen- und Medienkritik: Brauchen wir das (noch)?“ steht als rhetorische Frage über dem aktuellen Forum zu den Historischen Grundwissenschaften. Die kurze Antwort lautet: Ja, und zwar in Zeiten digitaler Wissensvermittlung mehr denn je – nicht zuletzt deswegen, weil hier jene Materialien entstehen, die sehr bald schon für die zeit- und gegenwartshistorische Geschichtsschreibung der eben ablaufenden Entwicklungen Quellencharakter haben werden.

Das Problem gewinnt eine eigene Qualität, besieht man sich aktuelle Diskussionen um das Zeigen von Brutalität im Internet: Angesichts der Krisen der letzten Jahre wie der Nahostkrise, des Gaza-Kriegs, der Russland-Ukraine-Krise, der gegenwärtigen Flüchtlingskrise sowie den Gräueltaten und Attentaten des Islamischen Staates wird immer häufiger über die rechtlichen und medienethischen Grundlagen des Umgangs mit Gewalt und ihren Opfern diskutiert. Da die *gate-keeper*-Funktion der Qualitätsmedien inzwischen deutlich zurückgenommen erscheint und ihre Nutzung als ausschließliche oder „logische“ Informationskanäle offenbar immer weiter abnimmt, schaffen die neuen Medien und die Allgegenwärtigkeit sozialer Netzwerke inzwischen einen dynamisch erweiterten Aussageraum. Diese Gesamtentwicklung ist aus rechtlich-ethischer Sicht durchaus ambivalent – so geht die höhere Sensibilität für Persönlichkeitsrechte und eine in Teilen verbesserte Schutzgesetzgebung gleichzeitig mit sinkenden Hemmschwellen des öffentlichen Zeigens von Gewalt in Bereichen einher, in denen diese Gesetzgebung nicht oder nur mit Mühe greifen kann.

Diese Entwicklung ist vor dem Hintergrund zu betrachten, dass durch die aktuelle digitale Revolution zwei Dynamiken ineinanderlaufen: Die Ikonisierung des Grauens bedingt eine neue Qualität der Voyeurisierung des Täterblicks. Die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Produzenten und Konsumenten von Information definiert in Zeiten des

Internet das schwierige Feld zwischen medial vermittelter Augenzeugenschaft, individuell-subjektivistischen und politisch-manipulativen Zeigekontexten derzeit neu. So erhielt nach einer Meldung der faz.net vom 20. Oktober 2014 die Enthauptung des amerikanischen Journalisten James Foley im August 1,3 Millionen Klicks, was Renate Hackel-de Latour zur treffenden Bemerkung veranlasste: „Viele Betrachter reflektieren nicht, dass ihre Handlung das Opfer noch einmal zum Opfer macht.“¹

Was bedeutet jedoch die Diskussion um eine Ethik des öffentlichen Zeigens von Taten, die die Gewalt und ihre Opfer sichtbar machen, für digitale historische Editionen? Müssen wir etwa die für Texte entwickelten Techniken der Anonymisierung einer heutigen Medienethik entsprechend auch auf historische visuelle Dokumente anwenden? Würde das in letzter Konsequenz bedeuten, dass Opferbilder von Weltkriegen oder Genoziden nur verpixelt oder verfremdet präsentiert werden können mit dem Ziel, die Würde und Anonymität der Opfer zu wahren?

Ediertes Grauen – wenn man sich heute zum Beispiel zeitnah entstandene Editionen zu den beiden Weltkriegen besieht, die das Kriegsgeschehen dokumentieren sollen, dann überrascht und schockiert zum Teil die Unbefangenheit, mit der hier menschliches Leid abgebildet ist. Es überrascht aber auch, dass in digital generierten Recherchen von Bildquellen zu den Kampfhandlungen eine ähnliche Direktheit zu verzeichnen ist, d.h. eine digitale Authentizität des Grauens, die uns ungefiltert zu Augenzeugen menschlichen Leidens werden lässt, das bis zu hundert Jahre zurückliegt. Medien- und quellenkritische Kompetenz, so ist daher zu fordern, muss somit auch für den Umgang mit dem edierten Grauen zumindest des (späten) 19. und 20. Jahrhunderts fruchtbar gemacht werden, vor allem für die Epochen, für die neben visuellen auch auditive und audiovisuelle Quellen vorliegen. Diese Forderung schließt im Übrigen die adäquate Ausbildung Studierender explizit mit ein.

Im Folgenden möchten wir daher einige Fragen aufwerfen und An-

¹ Renate Hackel-de Latour, Bildethik im Fadenkreuz, in: *Communicatio socialis. Zeitschrift für Medienethik und Kommunikation in Kirche und Gesellschaft* 47,4 (2014), S. 400–401, <<http://ejournal.communicatio-socialis.de/index.php/cc/article/view/839/837>, 31.12.2014> (10.11.2015).

regungen geben für eine Diskussion, die die Geschichtswissenschaft als Ganzes in Zukunft noch intensiv führen müssen. Editionen verstehen wir dabei jenseits der editionstechnischen Aspekte auch als potenzielle Erinnerungsspeicher und Referenzpunkte in einem erweiterten geschichtspolitischen Kommunikationsraum. Ein entsprechender Grundduktus müsste daher lauten, dass Editionen, auch wenn sie Gewalt, Grauen und Opferschicksale abbilden, sich den dokumentierten Vorfällen und gezeigten Personen gegenüber ethisch verhalten müssen. Mit anderen Worten: Sie sollten über die reinen Zeigefunktionen hinausgehen, vom Objektcharakter des Dokumentierten abweichen und eine reflektierte Relation zum Gezeigten einnehmen.

Im Unterschied zur aktuellen Medienberichterstattung kann in historischen Editionen zum Dokumentations- auch das Erinnerungsgebot treten. Die Bündelung von Aufmerksamkeit auf mögliche ikonische Dokumente kann die Opfer aus ihrer Anonymität holen und ihnen im buchstäblichen Sinne wieder ein Gesicht geben. Wie gerade die facettenreiche Bilderinnerung an den Genozid an den Armeniern in diesem Jahr gezeigt hat, ist es ein Gebot der Stunde, quellen- und bildethische Techniken in Hinblick auf eine Korrektur oder vielleicht auch nur Reflexion des Vergessens, Verschweigens oder Verdrängens früherer Jahre zu entwickeln. Dabei ist es natürlich umso wichtiger, den eigenen Umgang mit diesem Abstandsgebot wie Motivation, Selektionskriterien und Zeigetechniken offenzulegen und entsprechend den Umgang mit dem edierten Material und die entsprechende Entscheidungen dicht zu beschreiben.

Dies alles ist an und für sich nichts Neues – und auch schon bisher der gültige Rahmen für wissenschaftlich gestütztes Edieren. In Hinblick auf die digitalen Editionen lässt sich jedoch mit Peter Haber fragen: „Gelten bei digitalen Quellen die gleichen Grundsätze der Quellenkritik, wie bei herkömmlichen Quellen? Lassen sich also die Grundsätze der Quellenkritik [...] auch auf digitale Quellen anwenden? [...] Wie lassen sich Manipulationen feststellen und wie die Entstehungsgeschichte eines digitalen Dokuments?“² Gemeinsam mit Angelika Epple hat Peter

² Peter Haber, *digital.past – Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*, in: Heiner Schmitt (Hrsg.), *Archive im digitalen Zeitalter. Überlieferung – Erschließung – Präsentation*, Neustadt a. d. Aisch 2010, S. 19–26, hier S. 20.

Haber auch die Frage gestellt, ob das Internet die Rezipienten dazu verführt, sich gegenüber den im Netz ‚gefundenen‘ Fakten anders zu verhalten, als dies nach einer Schulung in Sachen Quellenkritik in traditionellen Medien der Fall wäre. „Es mag vielleicht keinen großen Unterschied ausmachen, ob eine Kamera digitale oder analoge Bilder der Wirklichkeit erzeugt. Was sich allerdings unterscheidet, ist die Haltung, mit der dem Internet oder digital erzeugten Wirklichkeiten begegnet wird. Die im Netz konstruierte Wirklichkeit wird zunehmend als die tatsächliche wahrgenommen. Die Digitalisierung trägt den Anschein des Offensichtlichen in sich.“³

Daher stellt sich gerade in Hinblick auf editorische Techniken die Frage, wie den Herausforderungen in den nächsten Jahren begegnet werden kann, die durch digitale Kommunikation und die qualitativ neue, da allzeitverfügbare Bilderwelt in den kommenden Jahren entstanden sind und weiterhin entstehen? Hier ist zunächst der vom Medienwandel ausgehende Wandel an Textualität zu reflektieren, den wir in Hinblick auf die Edition von Gewalt und Gewaltopfern in drei Aspektlinien fassen würden:

Laut Angelika Storrer können wir erstens Voraussagemöglichkeiten über Rezeptionszyklen kaum mehr in zuverlässiger Weise treffen. Bei der Hypertextrezeption sei die Abfolge, in der die Module rezipiert werden, so Storrer, bei jedem Nutzer anders und nicht vorherseh- oder planbar. Die Kohärenzplanung des Autors könne sich daher nur noch an Modulen orientieren, nicht aber über Modulgrenzen hinweg. Im Gegensatz zu physisch greifbaren Medien wie Büchern oder Zeitungen könnten Inhalte von Hypertextdokumenten immer nur in Sequenzen oder Ausschnitten, d.h. als Übereinander und Nebeneinander auf dem Bildschirm wahrgenommen werden, das Ganze bleibe hingegen unsichtbar. Und entsprechend könne auch die Grenze zwischen Dokumenten und Hypernetzen beim Lesen „schnell und ggf. unbemerkt“ überschritten werden.⁴ Dies deckt sich in gewisser Weise mit den Nut-

³ Angelika Epple / Peter Haber, Vorwort, in: dies. (Hrsg.), Vom Nutzen und Nachteil des Internets für die historische Erkenntnis, in: Geschichte und Informatik 15 (2004), S. 5–8, hier S. 6.

⁴ Angelika Storrer, Text und Hypertext, in: Lothar Lemnitzer / Henning Lobin (Hrsg.), Texttechnologie, Tübingen 2004, S. 13–50, hier S. 35f.

zungspraktiken bei Editionen – und birgt daher aus unserer Sicht auch Vorteile beim Aufbau archivischer Informationsstrukturen, da sich – laut Storrer – Module und Links eines Hypertextdokuments flexibel an Rezeptionssituationen und Nutzerprofile anpassen lassen. Das Potenzial von Hypertext liege nicht primär darin, Strukturen von Printmedien auf den Bildschirm zu übertragen, „sondern darin, einen auf individuelle Nutzerbedürfnisse hin zugeschnittenen Zugriff auf die Daten zu ermöglichen.“⁵

Dies leitet über zum zweiten Punkt, der zunächst auf eine editorische und kommunikationsorganisatorische Dimension verweist, in dem sich jedoch bei der Umsetzung recht schnell basale Fragen stellen, die gerade bei der Dokumentation und Bewertung von Gewaltformen forschungsethische Entscheidungen erfordern. Der Korpuslinguist Henning Lobin hat darauf hingewiesen, dass die Textproduktion in der Ära der Printmedien mit dem Druck und damit der Vervielfältigung identischer Kopien einen benennbaren Abschluss findet. Die Verarbeitung von digitalen Dokumenten lasse sich demgegenüber am adäquatesten als „*document life cycle*“ beschrieben, bei dem ein Ausgangsdokument immer wieder inhaltlich modifiziert, strukturell annotiert und an neue Anwendungsszenarien angepasst werden kann.⁶

Eine Chance zur vermehrten Nutzung, aber auch eine editorisch-ethische Risikozone bietet hierbei die verstärkte Einbindung mobiler Endgeräte, z.B. ihre Verknüpfung mit Geodiensten (und auch kommerziellen Angebote wie Google Maps) oder ihre Präsenz in den sozialen Netzwerken. Gerade an Täterorten oder Schauplätzen von massiver Gewalt stellt sich hier die Frage: Bieten über mobile Endgeräte verfügbare (und entsprechend in Struktur und visuellem Erscheinungsbild auf entsprechende Formate angepasste) Editionsportale eine nützliche Dienstleistung und didaktische Hilfestellung vor Ort – oder befördern sie vielmehr die Banalisierung des Grauens, etwa durch die Vermittlung eines gleichsam schaurigen Gefühls, gerade an einem authentischen

⁵ Storrer, Text und Hypertext, S. 27.

⁶ Henning Lobin, Service-Handbücher – Linguistische Aspekte im Document-Lifecycle, in: Gerd Richter / Jörg Riecke / Britt-Marie Schuster (Hrsg.), Raum, Zeit, Medium – Sprache und ihre Determinanten. Festschrift für Hans Ramge, Darmstadt 2000, S. 791–808.

Ort „da“ gewesen zu sein? Es bedarf unserer Meinung nach einer eigenen, auf neue Vernetzungs- und Wissensarchitekturen beständig neu ausgerichtete Begriffs- und Beschreibungsethik, etwa in Form von visuellen *codes of conduct*, die Logos, Farbsymbolik, Einbindung von Begleitmaterial und noch vieles andere mehr mit bedenken.

Dies bringt uns direkt zum dritten Fragekomplex, der eine ganze Reihe editions- und medienethischer Fragen aufwirft: Neu im Unterschied zu nicht-digitalen Editionen ist die Frage der Ausgestaltung von online-Editionen als Portale für sozial geteiltes Wissen. Dies betrifft die editorischen Einheiten ebenso wie ihre Sequenzierung zu Wissensbestandteilen, die Architekturen ihrer Hierarchisierung und Verknüpfung und die Entscheidung zur Anreicherung, Verlinkung und Semantisierung.

Folgt man an diesem Punkt Mario Glauert, dann reichen die im Web 2.0 möglichen neuen Partizipationsmöglichkeiten für Archive „vom Archiv-Blog über Wikis und Crowdsourcing-Projekte bis hin zum Findbuch 2.0“. All diese Formen gründen dabei auf der Idee, „den Benutzern ‚Raum‘ zu geben, Raum für Kommentare oder auch längere Diskussionen, für eigene Inhalte bis hin zur Präsentation eigener Sammlungen und ‚Archive‘, [...] – all dies verbunden mit der Möglichkeit, diese Informationen auszutauschen, zu teilen, zu bewerten und wiederum zu ergänzen.“ Der Nutzer werde daher, so Glauert, selbst zum aktiven Co-Produzenten von Inhalten.⁷

Ediertes Grauen lässt sich jedoch nicht auf dieselbe Weise gestalten und verwalten wie viele herkömmliche Portale, die auf dem *citizen science* -Grundsatz beruhen. Es ist unter quellenethischen Gesichtspunkten schwer vorstellbar, offenes *crowd sourcing* zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs oder gar zum Holocaust in ein Wissensportal einzubeziehen. Jede Art von kollaborativem Arbeiten (wie z.B. das an und für sich harmlos erscheinende *social bookmarking*⁸) bedarf nicht nur einer Personalisierung des Teilnehmerkreises und redaktioneller Zugriffsmöglichkeiten, sie bedarf auch eigener Methoden, um ethischen

⁷ Mario Glauert, Archiv 2.0. Vom Aufbruch der Archive zu ihren Nutzern, in: Heiner Schmitt (Hrsg.), *Archive im digitalen Zeitalter* S. 43–54, hier S. 47.

⁸ Vgl. etwa den entsprechenden Befund bei Manfred Thaller, *Historische Datenbanken. Vorteile und Probleme*, in: *Geschichte und Informatik* 11 (2000), S. 7–24.

Vandalismus im Bereich entsprechender Angebote nicht nur erkennen, sondern auch adäquat darauf reagieren zu können. Besonders dringlich wäre hier unserer Einschätzung nach auch ein möglichst aktiver Beitrag von Archiven und Sammlungen, um ethische wie rechtliche und erinnerungskulturelle Fragen der *electronic literacy* angemessen und proaktiv adressieren zu können.

Gerade professionell erstellten Editionen sollte es nicht schwerfallen, aus ihrer dichten Kenntnis des eigenen Materials heraus entsprechende Hilfestellungen oder Warnhinweise zu entwickeln. Auch wäre es ihre Aufgabe, an dafür besonders geeigneten Beständen und Einzelbeispielen exemplarisch zu verdeutlichen, welche Irrtümer, Fehldeutungen und nicht intendierte Folgewahrnehmungen durch schlecht eingebundene Bildquellen entstehen können. Referenzprojekte könnten auch der Tendenz entgegenwirken, dass das Internet vor allem als Steinbruch für visuelle Quellen Verwendung findet, deren illustrativer Gebrauchswert zwar hoch, der Kontextualisierungsgrad und das Entstehungs- und Einsatzwissen jedoch gering ist.

Die Entwicklung in den Digital Humanities folgt – in Anlehnung an Markus Krajewski in diesem Forum – nicht selten einer Logik des „Einfach-mal-auf-den-Scanner-Legen-irgendwer-wird-es-schon-brauchen-in-den-nächsten-100-Jahren“.⁹ Gerade beim Edieren von Gewalt und beim medialen Zeigen ihrer Opfer sollte jedoch bedacht werden, dass nicht alles, was technisch möglich, auch ethisch, quellenkritisch und historiographisch sinnvoll sowie geboten ist. Die quellen- und medienkritische Kompetenz in den Historischen Grundwissenschaften wie den einzelnen Teildisziplinen der Geschichtswissenschaften zu stärken, ist daher ein Gebot der Stunde, denn erst ein methodisch reflektierter und damit ständig erweiterter Zugang, der die Bildlichkeit von Quellen ebenso in das Zentrum der Überlegungen stellt wie die neuen Logiken des Digitalen, beugt dem oft gemachten Fehler vor, dass das gezeigte Grauen in der Bildsprache der Täter ediert und damit auch unwillkürlich erneut reproduziert wird.

⁹ Markus Krajewski: *Programmieren als Kulturtechnik*, in: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/type=diskussionen&id=2901>> (02.12.2015).

Hilfswissenschaften in Zeiten der Digitalisierung

von Torsten Hiltmann

Jochen Johrendt hat in seinem Beitrag zu Recht darauf hingewiesen, dass mit der Digitalisierung gerade auch für die Hilfswissenschaften große Chancen verbunden sind. Eine Einschätzung, die ich uneingeschränkt teile, die ich aber zugleich noch weiter akzentuieren würde. Wenn es darum geht, die besonderen Kompetenzen der Hilfswissenschaften zu bewahren und sie im Umfeld eines „entgrenzten Zugangs zu historischen Originalquellen“ neu zu positionieren, sind digitale Techniken und Methoden nicht nur eine Chance, sondern vielleicht auch die einzige Möglichkeit für eine sinnvolle Weiterentwicklung der Hilfswissenschaften. Wie das konkret aussehen könnte, möchte ich im Folgenden kurz als Gedankenspiel umreißen.

Hilfswissenschaften und die Kulturgeschichte jenseits der Texte

Dabei würde ich zunächst, wie schon Harald Müller, für einen möglichst breiten Blick auf die Hilfswissenschaften plädieren.

Haben sich die Geschichtswissenschaften lange Zeit vorrangig als eine textbasierte Wissenschaft verstanden, wurde ihr Quellenkorpus in den letzten Jahren im Rahmen neuer kulturhistorischer Ansätze deutlich erweitert. Quellengruppen wie Siegel, Inschriften, Wappen, aber auch Bildquellen und materielle Objekte, die früher allein den Hilfswissenschaften überlassen wurden, sind selbst in den Fokus der historischen Forschung gerückt. Was nicht nur an einer epistemologischen Weiterentwicklung innerhalb des Faches liegt, sondern auch eine direkte Konsequenz der Digitalisierung ist. Denn im Rahmen der Digitalisierung von Kulturgut werden nicht nur Texte online gestellt sondern auch Abbildungen von Wappen, Siegeln, Inschriften usw., womit es heute unendlich viel einfacher ist mit diesen visuellen Quellen zu arbeiten, als noch vor einigen Jahren.¹

¹ Vgl. z.B. die von unserem Projekt geführte Liste der digitalisierten Wappenbücher auf unserem *Heraldica nova*-Blog: Digitised Armorial, in: *Heraldica nova. Medieval and Early modern Heraldry from the perspective of Cultural History*, <<http://heraldica.hypotheses.org/1770> (08.12.2015).

Und gerade auch für diese „neu“ hinzugekommenen Quellenbestände gilt: Will man sie ernsthaft für die (kultur-)historische Forschung erschließen, geht das nicht ohne die hierfür notwendigen hilfswissenschaftlichen Kenntnisse. Das heißt, auch innovative Kulturgeschichte geht nicht ohne die Expertise der oft als recht konservativ wahrgenommenen Hilfswissenschaften. Das heißt aber auch, dass der Bedarf an hilfswissenschaftlichen Kompetenzen tendenziell sogar noch steigen dürfte, und zwar in ihrer ganzen Breite – wenn wir alle historischen Quellen angemessen nutzen wollen, die uns zur Verfügung stehen.

Digitalisierung und die *Digital Humanities* – worüber sprechen wir?

Die Digitalisierung erweitert also unsere Arbeitsmöglichkeiten. Aber was ist mit Digitalisierung eigentlich gemeint? Für die Diskussion um die Konsequenzen der „Digitalen Wende“ wäre es hilfreich, unsere Begriffe zu präzisieren. Dabei wäre sicherlich zwischen der Digitalisierung im Allgemeinen und den *Digital Humanities* im Besonderen zu unterscheiden, wobei die Digitalisierung ganz generell auf den Medienwandel verweist, während die *Digital Humanities* die sich daraus ergebenden Methoden und Techniken in den Geisteswissenschaften beschreiben.

Wenn wir also von der großen Zahl an Digitalisaten von Originalquellen sprechen, dann sprechen wir zunächst einmal von einem Medienwechsel in der Präsentation der Quellen (oder, wie Karl Ubl schrieb: die Quellen waren schon immer da, nur der Zugang ist einfacher). Auch mit dem Digitalisat haben wir dabei nicht das Original vor uns liegen, sondern nur eine weitere Edition, die einen Teil der visuellen Erscheinung der Quelle publiziert. Auch diese Editionsform verfügt über Besonderheiten, Einschränkungen usw. und es gilt, sie ebenso kritisch zu evaluieren wie Texteditionen.

Doch werden im Rahmen der Digitalisierung nicht nur die Bilder der verschiedenen Quellen ins Netz gestellt, sondern auch die mit diesen verbundenen (Meta-)Daten – nicht zuletzt in Form digitaler Handschriften- und Objektkataloge, Findbücher und sonstiger Datenbanken und Repositorien. Wenn wir nun aber auch auf diese zurückgreifen, geht es nicht mehr nur um einen veränderten Zugang zu den Quellen, sondern um einen veränderten Umgang mit den damit ver-

bundenen Informationen und Wissensbeständen. Und erst hier, denke ich, beginnen auch die *Digital Humanities*: in der Anwendung computergestützter Techniken und Methoden zur Analyse dieser Bilder, Daten und Informationen zur Generierung neuer Erkenntnisse.

Die Hilfswissenschaften neu gedacht

Die Hilfswissenschaften haben sicherlich auch deswegen einen eher schlechten Ruf, weil sie sich mitunter allein auf ein rein deskriptives Sammeln, Beschreiben und Kategorisieren beschränken, auf das Anlegen umfangreicher Kataloge und Repertorien. Was nichtsdestotrotz dem Historiker unter den unterschiedlichsten Fragestellungen dabei hilft, seine Quellen besser erschließen, einordnen und verifizieren zu können. Hierin besteht m.E. ein wichtiger Teil der Aufgaben und Inhalte der Hilfswissenschaften als Hilfswissenschaften.

Und genau diese Aufgaben könnten die Hilfswissenschaften dank digitaler Methoden und Techniken auf einer völlig neuen Ebene erfüllen. Denn die ganzen Material- aber auch Methodensammlungen, die bisher in gedruckter Form zusammengetragen wurden und die zum Teil bereits als Daten im Netz bereitliegen, lassen sich digital auf völlig neue Art und Weise aufbereiten und verwenden.

Als Beispiel sei hier nur der Grotefend für die Chronologie erwähnt, mit dem wir unsere Studierenden in den Proseminaren malträtiert – und zwar zu Recht. Denn, und das ist die hilfswissenschaftliche Kompetenz, sie müssen verstehen, wie die Auswertung und Berechnung der unterschiedlichen Datumsangaben funktioniert, um auch kritisch damit umgehen zu können. In der Praxis jedoch werden die meisten wohl schon längst auf digitale Tools wie den „Grotefend online“ zurückgreifen, welche die im Grotefend enthaltenen Regeln und Informationen direkt anwenden. Nichts anderes ist perspektivisch auch für die anderen Hilfswissenschaften möglich.

Viele Aufgaben, die bisher noch Teil unserer Arbeit in der Quellenschiessung und Quellenkritik sind, wie z.B. Wasserzeichen oder Schriftproben zu datieren und einem bestimmten Raum zuzuordnen, Siegel oder Wappen zu identifizieren und die familiären Hintergründe des Besitzers aufzuschlüsseln, die bekannten Handschriftenzeugnisse für einen Text zusammenzutragen und deren Materialität und Zusam-

mensetzung zu vergleichen, all das lässt sich drastisch verkürzen und um ein vielfaches effizienter gestalten. Was früher also oft der Endpunkt langwieriger Arbeiten war, kann dank digitaler Methoden der Anfangspunkt unserer Recherchen sein.²

Dabei können die einzelnen Wissensrepertorien der Hilfswissenschaften nicht nur einzeln befragbar gemacht werden. Dank solcher Techniken wie *Linked Data* und *Semantic Web* ist es darüber hinaus möglich, die in den verschiedenen Sammlungen der unterschiedlichen Teildisziplinen der Historischen Hilfswissenschaftlichen vorhandenen Daten miteinander zu verbinden und gemeinsam abfragbar zu machen. Was wiederum zur Entwicklung neuer Fragen und Methoden führen kann und vor allem zu einer Weiterentwicklung des bisherigen Wissensstandes.³

Die Schwelle im Zugang zur hilfswissenschaftlichen Expertise ließe sich dadurch deutlich absenken und die Abläufe in der Quellenkritik erheblich effizienter gestalten. Was wiederum dazu beitragen könnte, den durch die Digitalisierung erheblich erweiterten Quellenbestand handhabbarer zu machen und damit das von Harald Müller erwähnte „krasse Missverhältnis“ zwischen der Sicherung und Verfügbarmachung des historischen Erbes und dessen Aufschlüsselbarkeit wieder etwas mehr ins Lot zu bringen. Die Technik wie die Daten hierfür sind vorhanden.

Wo aber bleibt dann die hilfswissenschaftliche Kompetenz?

Die Befürchtung liegt nahe, dass durch den Einsatz digitaler Methoden und Techniken die Hilfswissenschaften selbst obsolet würden. Das Gegenteil ist der Fall. Die Kompetenzen der Hilfswissenschaftler wären gefragter denn je. Nur würden sich deren Aufgaben verändern. Statt vorrangig deskriptiv zu arbeiten, müssten sie die vorhandenen Daten konzeptionell aufbereiten und auf neue Art und Weise analysieren und strukturieren, müssten neue Methoden entwickeln – wozu es einer mög-

² Wie das praktisch funktionieren kann, zeigen Projekte wie *Bibliissima* <<http://www.bibliissima-condorcet.fr/en/>> oder *Nomisma* mit *CRRO* <<http://numismatics.org/crro/>> und *OCRE* <<http://numismatics.org/ocre/>> (08.12.2015).

³ Ein einfaches Anwendungsbeispiel für *Linked Data* bietet z.B. die Deutschen Biographie, welche die einzelnen Personeneinträge mit Daten aus weiteren Datenbanken (wie z.B. *Porträtdatenbanken*) und Geodaten verbindet <<http://www.deutschebiographie.de/>> (08.12.2015).

lichst tiefen Kenntnis des Gegenstandes bedarf. Denn jede Datenbank und jedes Analysetool ist nur so gut, wie die Kenntnisse desjenigen, der sie konzipiert.

Nicht nur für die „Serviceleistungen“ der Hilfswissenschaften brächte dies erhebliche Neuerungen. Auch die explizit hilfswissenschaftliche Forschung müsste ihre hergebrachten Kenntnisse auf den Prüfstand stellen und neue, technisch-quantifizierenden Methoden für die Analyse der umfangreichen Daten entwickeln. Wodurch sich unsere hilfswissenschaftlichen Kenntnisse und Methoden wiederum deutlich erweitern und präzisieren ließen.

Fazit

Ausgangspunkt der Diskussion war die Frage, wie sich die „anschwellende ‚Flut‘ historischer Quellen in Deckung bringen lässt mit der tradierten historisch-kritischen Methode“, so dass die Investitionen in die Digitalisierung umfangreicher Quellenbestände nicht ins Leere laufen. Mit den bestehenden Angeboten der Historischen Hilfswissenschaften und deren traditionellen Methoden ist dies m.E. nicht zu bewältigen. Möglich wäre dies hingegen, wenn man die Methoden dem vorhandenen Material anpasst und den digitalen Wandel konsequent zu Ende denkt. Das hieße also: Statt die *Digital Humanities* als weiteres Teilfach in den Kanon der Historischen Hilfswissenschaften aufzunehmen, ginge es vielmehr darum, die Historischen Hilfswissenschaften methodisch zu digitalisieren.

Das meint, dass man der Forschung wie den Studierenden Hilfsmittel an die Hand gibt, die sie bei der Erschließung und Kritik der immer umfangreicher zugänglichen Quellen begleiten und die diesen Prozess deutlich effizienter gestalten. Das heißt aber nicht, dass man damit Schlüsselkompetenzen aufgibt und sozusagen dem Computer überlässt. Aber einzelne Teilaufgaben. Um diese Hilfsmittel auch kritisch nutzen zu können, braucht es, wie auch schon bei der Verwendung gedruckter Texteditionen, ein grundlegendes Verständnis für deren Arbeitsweise und damit für deren hilfswissenschaftliche Grundlagen. Damit zumindest wäre eine Möglichkeit umrissen, auf die Herausforderungen der Zeit zu antworten und zugleich mögliche Rahmenbedingungen zu schaffen für neue, innovative Forschung im Bereich der Hilfswissen-

schaften wie in den Geschichtswissenschaften insgesamt.

Source Criticism in the Digital Age

von Gregory Crane

In responding to the position paper on source criticism in a digital age, I do so in my capacity as an Alexander von Humboldt Professor, a position formally charged with „enhancing Germany’s sustained international competitiveness as a research location.“¹ As the product of a foreign educational system, my job is to provide an external perspective within a more general conversation. I focus my comments in this short essay on my perspective to this position paper as an American working in a German university.

The position paper stresses two complementary challenges. On the one hand, the flood of Open Access data about the pre-modern and modern world has made some sources available for the first time (e.g., digitised archival materials that were difficult, sometimes impossible to access before) and other sources available in new ways (e.g., digitised print texts now available for text mining). At the same time, between 1997 and 2011, a third of the chairs responsible for such core capacities as Palaeography, Codicology, Epigraphy and Numismatics were cut in Germany. Even as millions of digitised sources in various formats become available, our ability to train students to contextualise, and to think critically about, those sources has been drastically and rapidly cut. In this context, the so-called *Digital Humanities* do not, of course, substitute for fundamental skills in analysing the past. Rather we need to be able to integrate new digital methods into our practices of study. We are trying to rethink source criticism in a digital age and, if we were to add a qualifier, I would distinguish the *Humanities* (which use every possible method) from the *Analog Humanities* (which restrict themselves to print models, such as the use of PDF and thus carrying the limitations of paper into the digital medium). The position paper also frames itself

¹ <<https://www.humboldt-foundation.de/web/alexander-von-humboldt-professorship.html>.

specifically in terms of the tradition and current international standing of German and Austrian scholarship.

My PhD is in Classical Philology and my primary focus is on *Digital Philology*, i.e., what new things can we in a digital age do with the textual record to advance the intellectual life of society? I try to balance my own efforts on the use of Greek and Latin by working with colleagues with expertise in other historical languages (e.g., Classical Arabic, Persian, Sanskrit, various ancient forms of Egyptian etc.). I am a newcomer to Germany and hope that my perspectives may be helpful – even if some of my perceptions are incorrect they may be useful in that they shed light on perspectives from outside of Germany.

The Digital Turn and Open Data

Emerging digital methods, first and foremost, challenge us to rethink how we can help contribute to human intellectual life, not only within but beyond the academy. Where US higher education (even supposedly public universities) is almost entirely privatised, in the German professoriate, we are virtually all servants of the state. The greatest challenge facing us in Germany is that we have handed over – indeed, we continue to hand over – control of work we did with public support to commercial, often for-profit, corporations. And whether we are in privatised US or truly public German universities, Open Access is not enough. We need truly Open Data: researchers need to be able to download, augment (and/or modify), and then redistribute the resulting new version as part of our scholarship. Here we face the challenge of ransoming commercialised sources and/or rebuilding our databases of sources with Open Data.

German Scholarship and Source Criticism in North America

When I entered the university in 1975, four of the sixteen or so professors in my department were German and my other professors had studied with professors who had themselves been trained in Germany. In the subsequent decades, I have lived through a historic shift away from the German philological tradition to an interest in literary theory and cultural studies with roots in France. When I became an assistant professor in 1985, I could seriously imagine building a career around editing texts, producing commentaries and other broadly philological

activities. I did not pursue this pathway – and that is probably why I ended up with a permanent position. Other than a handful of epigraphers and papyrologists, I cannot think of any colleague in any of the leading PhD granting Greco-Roman Studies Departments in the US who is an editor or commentary writer who is younger than me. My professional association voted to abandon the term philology and shifted from the American Philological Association to the Society for Classical Studies, a change in name that reflected a much deeper intellectual realignment. Colleagues have told me that it would not even be possible to get tenure at a leading US university for philological work – but, of course, we would never know because the same colleagues would never ask their administrations for a tenure-track line dedicated to such traditional work. One very promising young papyrologist told me that, in the interests of survival, he strenuously avoided the label of papyrology and referred to himself as a social historian of Greek-speaking Egypt.

This does not mean that my colleagues in North America do not base their analysis of Greco-Roman culture on a critical analysis of their sources. Rather, the print infrastructure for Ancient Greek and Latin – the editions, the commentaries, the lexica, the specialized encyclopedias etc. – had reached such a point of maturity that people simply built upon it. The editions of Ancient Greek and Latin available in 2015 may be better than those available when I became an assistant professor in 1985, but any such improvements have had little perceived impact upon how we use those sources to understand the past. Epigraphers and papyrologists may have contributed entirely new sources and opened up new lines of research, but epigraphy and papyrology are treated as technical fields, significant primarily insofar as they support broader interpretive research.

Thus, if we wish to advance the international standing of German scholarship, it is not enough to advance the inherent excellence of that scholarship. We have to ask how much value scholars from beyond Germany attach to that scholarship. German scholarship may be the best in the world but it can only lead if others outside of Germany pay attention to that work. The world is far bigger than the United States but, if you wish to play the international prestige game, it is difficult (though not impossible) to do so credibly unless you command the

attention of the hegemonic universities in the United States and the English-speaking world.

German vs. English in Greco-Roman Studies

If we are concerned with the international standing of scholarship in Germany, we need to think about the language of publication and of instruction. In one study, the percentage of citations in leading English journals in Greco-Roman studies to German scholarship declined from c. 32% in 1956/1957, to c. 22% in 1985, to c. 10%. If we consider only publications from the previous 30 years, the percentage of German drops from 17% in the 1986 *American Journal of Philology* to an average of 6% in three other journals published in 2014 and 2015.² And these figures are for Greco-Roman studies, the largest field where scholars are expected to cite, if not to read, scholarship in German. In departments of English and of History (the two biggest fields), the role of German is even more problematic.

Education

The greatest challenge for German professors may be recognising that they have to hire assistants that can assume leadership in reinventing our fields. Our job may well be to help the next generation conceptualise new digital methods in terms of traditional scholarly values. Thus we often confuse a form (e.g., traditional academic brandname journals and publishers with conventional peer review) with our actual goal (e.g., producing scholarship that is rigorous and advances human understanding in some significant way). Much as I hate to see chairs vanish, there are advantages to being able to create a new chair (as I have experienced at Leipzig). Here Germany may have an advantage (1) because creating a chair often means creating several full-time positions and (2) because there is more research support for the Humanities in Germany than in the US. Both of these factors have the potential to enable rapid, substantive development.

Conclusion

If one third of the German chairs essential to source criticism disap-

peared between 1997 and 2011, we should not expect different results by reasserting the importance of those chairs – those arguments were, almost always, already made when the chairs were cut. The systematic elimination of those chairs reflects a strong judgment that other subjects are more important to modern scholarship. We need to rethink the contributions that those chairs can make and it is here that the shift to a digital age has its greatest potential. First, digital methods allow us not only to work with more materials than were the case in print but also to represent far more of our interpretations – including dense linguistic and translational such as linguists have used to work with languages that they have not been able to study. This, in turn, allows us to make primary sources accessible to a broader audience (including professional researchers working with sources in more languages than they can master – a phenomenon inherent in many transnational questions, if properly construed). Second, the more of our conclusions we can represent in a machine actionable (and thus logically abstracted) form, the more we can disseminate those ideas beyond our native language (e.g., we can potentially increase visibility and use of German-language scholarship). Third, the vast and explosively growing body of primary materials poses a challenge and an opportunity. The scale of those materials is too great for the use of traditional manual methods alone and automated methods are still imperfect. We need to cultivate a new, distributed, decentralized but still rationally hierarchical culture of scholarly production if we are to analyse billions of words (to speak only of textual sources). The most important project in Greco-Roman studies in the past fifteen years is the Homer Multitext Project, first because it has shown both that undergraduates can collaborate to produce rigorous and complex textual data and second because it has shown that such work engages students, drawing more students to the study of Classical Greek and raising the level of their contributions. It is in such a changed intellectual culture, rather than in more specialist-on-specialist publication, that we may be able to transform the perceived value of source criticism within intellectual life and reverse the precipitous decline in institutional support.

² For details of this data (and its limitations), see https://docs.google.com/document/d/1BMvclzEY2cYGuc_QUett3HqtGHw0LLqGZu2hk0MmKio/

Die digitale Herausforderung: Kein Reservat der Hilfswissenschaften

von Jan Keupp

Das Positionspapier des VHD liefert eine konsensfähige Diagnose, mit der „Integration der *Digital Humanities*“¹ in die Historischen Hilfswissenschaften gleichwohl eine fragwürdige Therapieempfehlung. Als „Klageschrift“² zum schleichenden Rückbau hilfswissenschaftlicher Kompetenzen und Ressourcen an den deutschen Universitäten war ihm eine positive Resonanz sicher, zumal es dem Schmerz über vergangene Verluste nicht auch noch den Schrecken zukünftiger Umverteilung hinzufügte. „Im Kern (...) konservativ“³ sucht es, das Althergebrachte durch eine Verschmelzung mit dem vermeintlich Innovativen zu bewahren, die digitale Herausforderung zum Vehikel einer Stärkung hilfswissenschaftlicher Lehrstühle zu machen. Anders gesagt: Den sprichwörtlichen Kuchen zu essen und ihn gleichzeitig zu behalten.

Hohe Standards und noch höhere Erwartungen

Die bisherigen Debattenbeiträge offenbaren das Profil dieser paradoxen Doppelstrategie. Die Diskutant/innen bekräftigen einerseits die m.E. berechtigte Sorge, dass durch eine Geringschätzung der Hilfswissenschaften „Wissen verloren geht, das später nur schwer wieder an den Universitäten etabliert werden kann“⁴, und beschwören die gewachsenen wissenschaftlichen Standards, die freilich „ein hohes Maß an Spezialisierung in der Forschung“⁵ verlangten. Auf der anderen Seite geben sie der ebenso nachvollziehbaren Hoffnung auf eine digitale Erweiterung der Hilfswissenschaften Ausdruck: Es gelte dem „digitalen Analphabetismus“ vorzubeugen, müsse von einem zukunftsorientier-

¹ Forum: E. Schlotheuber/F. Bösch: Quellenkritik im digitalen Zeitalter: Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer, in: H-Soz-Kult, 16.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2866> (alle Links letztmals am 10.12.2015 abgerufen).

² Forum: J. Johrendt: Digitalisierung als Chance, in: H-Soz-Kult, 02.12.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2902>.

³ Forum: H. Müller: Schlüsselkompetenzen der Quellenkundigkeit, in: H-Soz-Kult, 20.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2892>.

⁴ Forum: E. Schlotheuber/F. Bösch: Quellenkritik im digitalen Zeitalter (wie Anm. 1).

⁵ Forum: H. Müller: Schlüsselkompetenzen (wie Anm. 3).

ten Fachvertreter doch im Mindestmaß verlangt werden, „einen vorgefundenen statistischen Datensatz in einem SPSS-Derivat konzeptionell einordnen zu können.“⁶ Die bisherige Digitalisierungspraxis sei daher um „kritische methodische und epistemologische Fragestellungen“⁷ zu ergänzen, zugleich gelte es, „Methoden wie Data und Text Mining, Datenvisualisierung, digitales Kartieren und viel mehr“⁸ einzuüben und auszubauen. Die aktuelle Praxis einer amateurhaften Wilderei im Grenzgebiet von Geschichtswissenschaft und Informatik sei bei mangelnder Medienkritik derart problematisch, „dass wer die Entstehung und Verarbeitung von Daten nicht nachvollziehen kann, diese nicht innerhalb von historischer Forschung verwenden darf.“⁹

Die geforderte „Integration der *Digital Humanities*“ bedeutet vor diesem Hintergrund eine erhebliche Zusatzbelastung für eine Fächergruppe, die momentan bereits nach „Schwerpunktbildung statt nach kanonorientierter Breite“¹⁰ verlangt. Wo aktuell die fachgerechte Unterscheidung zwischen „carta und notitia“ zum Gradmesser hilfswissenschaftlicher Kompetenz gemacht wird¹¹, scheinen für das offenbar unterschätzte Methodenspektrum der *Digital Humanities* kaum Kapazitäten vorhanden.¹² Sie fallen vermutlich umso geringer aus, als zu Recht „Zeiten knapper werdender Ressourcen und zunehmend verschulter Curricula“¹³ moniert werden.

⁶ Forum: M. Krajewski: Programmieren als Kulturtechnik, in: H-Soz-Kult, 30.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2901>.

⁷ Forum: E. Pfanzelter: Historische Quellenkritik in Lehre und Forschung, in: H-Soz-Kult, 24.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2903>.

⁸ Forum: J. Olsen: Digital History als Mannschaftssport, in: H-Soz-Kult, 23.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2894>.

⁹ Forum: M. Rehbein: Digitalisierung braucht Historiker/innen, die sie beherrschen, nicht beherrscht, in: H-Soz-Kult, 27.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2905>.

¹⁰ Forum: H. Müller: Schlüsselkompetenzen (wie Anm. 3).

¹¹ Magdalena Weleder: Rezension von: Christian Rohr: Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung, Stuttgart: UTB 2015, in: sehepunkte 15 (2015), Nr. 10 [15.10.2015], URL: <http://www.sehepunkte.de/2015/10/27237.html>.

¹² Die Forderung bei G. Vogeler: Digitale Quellenkritik in der Forschungspraxis, in: H-Soz-Kult, 28.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2893>, die bisherigen Akteure durch „neues Personal, das befähigt ist, die Herausforderungen anzunehmen“, zu ergänzen, sucht den Knoten auf dem Wege der wundersamen Stellenvermehrung zu durchschlagen.

¹³ Forum: E. Pfanzelter: Historische Quellenkritik (wie Anm. 7).

Konsumtion der Hilfswissenschaften durch die *Digital Humanities*?

Die naheliegende Option, vorhandene Professuren durch eine zusätzliche Denomination mit „*Digital Humanities*“ vermeintlich aufzuwerten, stellt angesichts einer solchen Überfrachtung unweigerlich vor eine strategische Grundsatzentscheidung: Gibt man den traditionellen Hilfswissenschaften den Vorzug oder etabliert doch lieber eine epochen- und disziplinübergreifende Fachinformatik? Droht aber auf diesem Wege nicht die Konsumtion des einen durch das andere? Zumal dann, wenn – wie jüngst durch Thomas Rahlf in diesem Forum – nicht mehr nur unter vorgehaltener Hand argumentiert wird, dass „es doch so viel spannendere Bereiche der Geschichtswissenschaft“ als die Sphragistik oder die Numismatik „gab und gibt“. ¹⁴ Messerscharf bringt Claudia Märkl das hieraus resultierende Dilemma auf den Punkt: „Der unbefriedigenden Situation kann nicht dadurch abgeholfen werden, dass *Digital Humanities* eingeführt werden und die Grundwissenschaften weiterhin marginalisiert bleiben.“ ¹⁵ Die Utopie einer digitalen Erneuerung der Historischen Hilfswissenschaften droht in den Mühlen der universitären Stellenbewirtschaftung auf dystopische Weise zu scheitern.

Der Entscheidungsdruck wächst mit Blick auf die universitäre Lehre. Der Rückgang der Fachanteile in der Lehrerausbildung in Verbindung mit dem verschulnten Kerncurriculum der grundständigen Studiengänge zwingt zu fortwährenden Selektionsakten in der akademischen Wissensvermittlung. Der Komplexitätsreduktion dient es dabei, wenn Datierungsfragen nurmehr über den „Grotefend online“ ¹⁶ vermittelt und Schriftüberlieferung im Wesentlichen durch den Filter kritischer Editionen bzw. Übersetzungsausgaben wahrgenommen werden. Der mancherorts obligatorischen Methodenübung in den Historischen Hilfs-

¹⁴ Forum: T. Rahlf: Die Ironie der Geschichte, in: H-Soz-Kult, 09.12.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2916>.

¹⁵ Forum: C. Märkl: Grundwissenschaften im Studium, in: H-Soz-Kult, 26.11.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2896>.

¹⁶ Der Hinweis entstammt der hausinternen Diskussion mit Torsten Hiltmann, dem ich für den lebhaften Gedankenaustausch im Vorfeld unser beider Veröffentlichungen herzlich danken möchte. Siehe nun auch Forum: T. Hiltmann: Hilfswissenschaften in Zeiten der Digitalisierung, in: H-Soz-Kult, 14.12.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2936>.

wissenschaften abzuverlangen, sowohl systematisch die Kernkompetenzen traditioneller Quellenkritik zu stärken als auch Techniken digitaler Datenanalyse zu vermitteln, käme einer Quadratur des Kreises gleich.

Ein chimärenhaftes Verschmelzen von Hilfswissenschaften und *Digital Humanities* zu einem gemeinsamen Stellenprofil könnte sich bereits mittelfristig als fauler Kompromiss erweisen. Die komplexe digitale Herausforderung lässt sich kaum mit Hilfe disparater Feigenblatt-Professuren bewältigen oder als Appendix einer bestehenden Fachgruppe, bestehend aus einem letzten „dreieckigen Duzend“ von Lehrstühlen ¹⁷, betreiben. Persönlich möchte ich anmerken: Es dürfte mir schwerfallen, die *Digital Humanities* auf einem wünschenswerten Qualitätsniveau in das Portfolio meiner dreifach denominierten Professur für „Geschichte des Hoch- und Spätmittelalters und Historische Hilfswissenschaften“ zu integrieren.

Digital Humanities: Eine Gemeinschaftsaufgabe

Ich teile grundsätzlich Torsten Hiltmanns Vision, „die Historischen Hilfswissenschaften methodisch zu digitalisieren“. ¹⁸ Daran führt angesichts der enormen Potentiale und Herausforderungen kein Weg vorbei. Doch sollte diese digitale Wende anders als ältere Diskussionen um die paläographische Entwicklung der e-cauda kein sorgsam gehütetes Reservat einiger weniger hilfswissenschaftlicher Spezialisten bleiben, eingeschlossen im Elfenbeinturm eruder Fachgelehrsamkeit. Sie muss auf die breiten Schultern aller historischen Teildisziplinen gelegt und aus den Fragestellungen möglichst aller Fachkolleg/innen gespeist werden. Die geforderte „Integration der *Digital Humanities*“ ist eine genuine Gemeinschaftsaufgabe der gesamten historischen Zunft. Nur auf diese

¹⁷ Die Kleinen Fächer an den deutschen Universitäten. Bestandsaufnahme und Kartierung. Beiträge zur Hochschulpolitik 4/2008, hrsg. von der Hochschulrektorenkonferenz, Bonn 2008, S. 128f. (<http://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-10-Publikationsdatenbank/Beitr-2008-04_Kleine_Faecher.pdf). Gerade im Beitrag von K. Moeller: Grundwissenschaften als Masterdisziplin der Nachnutzung, in: H-Soz-Kult, 11.12.2015, <<http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-2923>, scheint ein grundlegendes Missverständnis vorzuliegen: Es handelt sich bei den Hilfswissenschaften um keine personenstarke Fachgruppe, die multiple Serviceleistungen für außeruniversitäre Institutionen anzubieten in der Lage wäre. Vielmehr liegen die digitalen Kompetenzen längst anderswo, die Hilfswissenschaften sind massiv auf Input von außen angewiesen.

¹⁸ Forum: T. Hiltmann: Hilfswissenschaften (wie Anm. 16).

Weise kann „Digital History“ sich tatsächlich als „Mannschaftssport“ etablieren.¹⁹

Daraus erwächst der Bedarf an universitätsübergreifenden Kompetenzzentren einer digitalen Geschichtswissenschaft. Sie sollten nach dem Vorbild der Max-Planck-Institute Fachinformatiker/innen und Historiker/innen unter einem institutionellen Dach zusammenführen. Aufgabe solcher Zentren wäre es, als Supporteinrichtungen und Impulsgeber für die unzähligen dezentralen Initiativen zu agieren. Selbstverständlich wären zu ihrer Etablierung finanzielle und personelle Ressourcen bereitzustellen. Diese Lasten sollten aber nicht alleine den Historischen Hilfswissenschaften aufgebürdet, sondern gleichfalls auf die Schultern der gesamten Disziplin gelegt werden.

Zur Situation der Grundwissenschaften in Großbritannien

von Henrike Lähnemann

Mein Beitrag zur Debatte um die Grundwissenschaften in der Geschichtswissenschaft kommt aus einer doppelten Außenseiterperspektive: der an einer britischen Universität lehrenden Germanistin. Die Herausforderungen, die sich uns in der britischen germanistischen Mediävistik stellen, sind aber vergleichbar, ja bieten sich in gewisser Weise noch profilierter in einem universitären Kontext dar, in dem sehr viel weniger Rahmenrichtlinien als in Deutschland gelten. Grundwissenschaften sind schon seit mehreren Jahrzehnten ebensowenig wie Latein oder überhaupt Fremdsprachenkenntnisse zwingend für ein historisches und neuphilologisches Studium vorgeschrieben; andererseits wird da, wo Masterprogramme in Mediävistik bestehen, Grundwissenschaft in außergewöhnlicher Tiefe und Breite angeboten.

So umfassen die Kurse, die Dan Wakelin, Professor für Paläographie in der Anglistik, und ich parallel für Master-Studierende der Anglistik bzw. der Neuphilologie anbieten, intensive Handschriftenarbeit in den Oxforder Bibliotheken ebenso wie praktische Übungen zu Drucktechniken, zur Handschriftendigitalisierung (aktuell: das #DIYdigitisation-

¹⁹ Forum: J. Olsen: Digital History (wie Anm. 8).

Projekt¹) und zur Editionswissenschaft. Ein besonders wichtiger Aspekt ist dabei, die materielle und digitale Seite zusammenzubringen. So liegt in diesem Jahr für die germanistischen Studierenden der Schwerpunkt auf der Erschließung der Flugschriften der frühen Reformationszeit. In Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 wurde am 22. Januar 2016 ein Blog Reformation 2017 at the Taylorian Library² freigeschaltet, bei der die Studierenden in einer Digital Library³ ihre Digitalisierungs-, Kodierungs- und Kommentierungsarbeit vorführen werden.

Ein weiteres Beispiel für die intensive mediävistische Zusammenarbeit ist die Tagung zur Didaktik der Kodikologie- und Paläographievermittlung, die unter dem Titel „Teaching the Codex: Pedagogical Approaches to Palaeography and Codicology“⁴ am 6. Februar 2016 am Merton College in Oxford stattfinden wird. Hier geht es um ein interdisziplinäres Gespräch zur Vermittlung von Grundwissenschaften, bei dem Fragen im Mittelpunkt stehen, die sich mit vielen Punkten des Aufrufs an den Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands berühren.

Um über diesen persönlichen Eindruck aus einem kleinen Teilbereich der Mediävistik hinaus etwas repräsentativer einen Einblick in die britische Situation zu geben, habe ich den Londoner Historiker David d’Avray⁵ gebeten, aus seiner Perspektive etwas zum gegenwärtigen Stand der Grundwissenschaften zu kommentieren – der Vorteil des sehr überschaubaren Kreises an Mediävisten in Großbritannien ist, dass schnelle, informelle Kommunikation möglich ist. In einer Email vom 6. Januar 2016 schrieb er aus seiner Erfahrung verschiedener britischer Universitäten:

„I think people are in denial about the near disappearance of Latin from schools and the fact that you can do a brilliant History degree specializing in the Middle Ages without any. So far as I know, Oxford offers a course post BA but nothing fit for the purpose of turning historians into Latin scholars. Similarly, the Hilfswissenschaften are excellent for a

¹ <<https://www.flickr.com/groups/bodspecialcollections/> (26.01.2016).

² <<http://blogs.bodleian.ox.ac.uk/taylor-reformation/>.

³ <<http://blogs.bodleian.ox.ac.uk/taylor-reformation/digital-library/>.

⁴ <<https://teachingthecodex.wordpress.com/>.

⁵ <<https://www.ucl.ac.uk/history/people/academic-staff/david-davray/david-davray>. Meine eigene Website: <<http://www.mod-langs.ox.ac.uk/laehnemann>.

few and for English history, but most don't take them. The difference between History and English has deep roots. When I was a doctoral student in the mid-seventies in Oxford, the English Faculty had an excellent programme of Palaeo and Textkritik. The historians had a weak seminar in Palaeography, and, to be fair, an excellent one in Diplomatic. Cambridge has an extraordinarily gifted palaeographer who is also a very accessible scholar. Nonetheless the quantity offered and the credit given for it is not so much as it could be.

Forgive me for speaking pro domo, but University College London is way ahead when it comes to technical training for historians. We recognize the fundamental weakness of British graduates who want to go on to medieval research, and we throw lots of time and credit at it: up to 90 contact hours of teaching. Then „Manuscripts and Documents“ provides 80 contact hours of Palaeography, Codicology, Textual Criticism, and Diplomatic, with a focus on Papsturkunden. The Palaeo and Codico are exercised on a manuscript of the student's choice, usually from the British Library because its resources are so rich and because there is an electronic catalogue which makes it possible to match student to manuscript. Several of the resultant pieces of work have been published in the electronic British Library Journal. There are codico-history of the book-manuscript courses for medievalists doing Anglistik or Renaissance Italian, though with fewer contact hours. Kings College has a Professor of Palaeography (courses open to UCL students) and excellent medieval Latin teaching, with the intermediate and advanced courses available to UCL students.

Palaeography is taught quite effectively though at a lower level, notably Kent and Southampton. York is a great centre of medieval light but, like Oxford, weak on technical training for historians. Summary so far: There is a fair amount of activity at British universities, but a much lower average level, spread over the country, than in the German Sprachraum. This takes me to the greatest weakness of graduate training in the UK, one which, paradoxically, you might not observe since you are a Germanist. Young historians don't learn German. Well, anyone who comes within reach of my influence does, but it is not a general thing. . .“

Der letzte Absatz macht noch einmal deutlich, warum gerade die

deutsche Tradition von Grundwissenschaften essentiell ist – auch in dem Sinn, dass es eine Werbung dafür sein kann, sich den Mühen des Deutschlernens zu unterziehen!

Hilfswissenschaftliche Kenntnisse für ignoti: Eine schwedische Perspektive

von Hendrik Mäkeler

Auch in Schweden besteht ein grundlegendes Problem in der Repräsentation der historischen Hilfswissenschaften an den Hochschulen. Zu Recht eigentlich müsste man hierzulande, wenn überhaupt, von sprach- und literatur- bzw. bibliothekswissenschaftlichen Hilfswissenschaften sprechen, wenn man bedenkt, dass beispielsweise Paläographie eher in das Lehrangebot dieser Fächer aufgenommen ist.

Dagegen kann Schweden sich rühmen, eine zumindest im relativen Vergleich zu Deutschland recht hohe Vertretung der Numismatik und Geldgeschichte aufweisen zu können. Dies ist nicht zuletzt den beeindruckend zahlreichen Münzfunden der Wikingerzeit geschuldet, deren Erforschung sich eine Stiftungsprofessur für Numismatik an der Universität Stockholm in erster Linie widmet. Dementsprechend ist die Professur allerdings der Archäologie angegliedert, nicht der Geschichtswissenschaft. Darüber hinaus verfügt Schweden mit den Münzkabinetten an den Universitäten Lund und Uppsala gleich über zwei von weltweit nur einer Handvoll Universitätssammlungen, die von Spezialisten für numismatische Sammlungsobjekte betreut werden.

An beiden Universitäten sind Numismatik und Geldgeschichte dennoch keine offiziellen Lehrfächer, unter deren Lehrveranstaltungen spezifisch hilfswissenschaftliche Kurse ebenso durch ihre weitgehende Abwesenheit glänzen wie an den meisten deutschen Universitäten auch.

Dieser Befund führt zu drei Fragen von allgemeiner Bedeutung, die im Folgenden aus mittelschwedischer Perspektive erläutert seien: Wieso ist es für eine Universität relevant, einer Hilfswissenschaft nennenswerte Mittel zu widmen? Warum resultiert dies nicht notwendigerweise in institutionalisierten Lehrveranstaltungen an einem historischen Institut

oder Seminar? Wie lässt sich aus einer solchen Situation heraus das nicht zuletzt in Schweden erschreckende Defizit an hilfswissenschaftlichen, in diesem Beispiel spezifisch numismatischen, Kenntnissen ausgleichen?

Das Münzkabinett in Uppsala gehört ebenso wie die anderen Universitätsmuseen zur Verwaltung unserer Universität. Somit sind die Interessen der Universitätsleitung entscheidend für die Finanzierung des Münzkabinetts, nicht die Interessen einzelner Fakultäten, Institute oder gar Professuren. Als älteste Universität Skandinaviens und eine der führenden Forschungsuniversitäten der Welt ist die Universität Uppsala darauf bedacht, ihr internationales Ranking kontinuierlich auszubauen. Dies ist vornehmlich über die Naturwissenschaften möglich, die ihrer Natur nach international sind: Ein Atom und dessen Beschreibung unterscheiden sich grundsätzlich nicht zwischen Uppsala, Peking und Berlin. Dies ist in den Geisteswissenschaften und nicht zuletzt in der Geschichtswissenschaft vollkommen anders: Ein Spezialist für die deutsche (Landes-)Geschichte wird jenseits des deutschen Sprachraums *per se* geringes Interesse für seine Kenntnisse finden, sofern er nicht durch eine zumindest grundlegende Beschäftigung mit der Geschichte des Gastlandes auf eine erfolgreiche Anstellung im Ausland hoffen kann.

Dies gilt allerdings nicht in gleichem Maße für die historischen Hilfswissenschaften. Sie sind, allein schon aufgrund ihrer geringen Personalstärke, immer international organisiert gewesen, und eine Münze ist in Deutschland zumindest in der Praxis dasselbe wie in China oder Schweden. Wer als Universität also im historischen Bereich an internationalisierter Forschung und einer erleichterten weltweiten Anstellbarkeit der dort ausgebildeten Studenten interessiert ist, tut gut daran, die Hilfswissenschaften zu stärken. Im deutschen Sprachraum hat die Universität Wien dies in exemplarischer Weise getan, worauf Wolfgang Schmale in diesem Diskussionsforum bereits hingewiesen hat. Die hohe, oftmals einzigartige Qualität der dortigen hilfswissenschaftlichen Ausbildung ist inzwischen allgemein anerkannt und findet mit vollem Recht auch in österreichischen Diplomatentreisen als Alleinstellungsmerkmal der dortigen Forschungslandschaft Erwähnung.

Da die bundesdeutschen Universitäten sich jenseits der Altertumswissenschaften in der universitären Ausbildung in den Hilfswissenschaften weitgehend selbst aus dem Rennen genommen haben, ist man

als Hochschullehrer mithin tunlichst bemüht, die eigenen Studenten zumindest über einen Erasmus-Austausch nach Wien zu senden, was von den dortigen Kollegen erfreulicherweise überaus unbürokratisch unterstützt wird.

Kehrt man die Argumentation um, müssten eigentlich alle historischen Institute händierend um die Etablierung guter hilfswissenschaftlicher Angebote bemüht sein, oder aber ihren Studenten offen eingestehen, dass mit der verfügbaren Ausbildung eine internationale Karriere nicht eben erleichtert wird. Stattdessen sind die meisten historischen Institute, in Schweden wie in Deutschland, um eine möglichst große Stärkung ihrer fachlichen Kompetenz im engeren Sinne bemüht. Häufungen von Professuren auf recht engen Themenbereichen zeugen dabei aus Sicht der Fachgenossen von Anerkennung und der Annahme besonderer Forschungsstärke. Die Interessen der Institute einerseits und der Universitätsleitungen andererseits laufen dabei auseinander. Da die Entscheidungsbefugnisse der Rektorate und Präsidien begrenzt sind, dürfte sich an der allgemeinen Lage nicht allzu bald etwas ändern, sofern an den einzelnen Instituten nicht ein Umdenken einsetzt. Wenn die überaus erfreuliche Initiative von Eva Schlottheuber und Frank Bösch zur Quellenkritik im digitalen Zeitalter dazu beitrüge, wäre das nur zu begrüßen.

Bis in der Folge hoffentlich einmal wieder breite hilfswissenschaftliche Kenntnisse verfügbar sein werden, die nicht nur in geringem Ausmaß außerhalb der Universitäten etwa an einer stetig abnehmenden Zahl von Museen und Archiven sowie Akademien gepflegt werden, muss man dem Benutzer aus in Schweden vielfach vertretener Sicht bereits bei der Digitalisierung der Quellen ein außerordentliches Maß an Hilfestellungen geben. Die Digitalisate werden dazu nicht nur ediert, sondern die Editionen zunehmend so aufbereitet, dass sie ohne umfassende hilfswissenschaftliche Vorkenntnisse gegenüber dem Original nachgeprüft werden können. Ein Beispiel dafür ist das Svenskt Diplomatarium (SD), gewissermaßen die schwedischen MGH, das am Reichsarchiv in Stockholm angesiedelt ist. Die zuletzt edierten Urkunden aus den Jahren 1368-1370 und 1374-1379 in der Datenbank von SD verdeut-

lichen dies exemplarisch.¹ Eine Urkunde vom 11. August 1368 (siehe²), in der die Schenkung eines Hofes verbrieft ist, wird beispielsweise nicht nur mit einem Regest erschlossen und abgebildet, sondern auch vollständig transkribiert, wobei die Auflösungen von Abkürzungen kenntlich gemacht und etwaige grammatikalische Merkwürdigkeiten erläutert werden. Die Urkunde selbst kündigt bereits an, dass ihre Ausstellerin über kein eigenes Siegel verfügte, weshalb unter anderem deren Bruder und der Bischof von Uppsala das Schriftstück besiegelten. Die Edition wiederum beschreibt die Siegel und löst auch deren Inschriften auf. Zusätzlich werden die Edition verlinkt, das Regest genannt und in einem Kommentar auch die Zuweisung an einen bestimmten Schreiber belegt. Darüber hinaus finden sich weitere Literaturangaben zu den genannten Personen und zum allgemeinen Hintergrund der Urkunde. Damit sollte selbst ein hilfswissenschaftlicher *ignotus* etwas anfangen können.

Ein anderes Beispiel ist die Sammlungsdatenbank des Münzkabinetts der Universität Uppsala. Sie nutzt ein neues, von der Universitätsbibliothek Uppsala entwickeltes Portal für die Digitalisierung des nationalen Kulturerbes³, das vor allem in der technischen Unterstützung des Anwenders noch weitergeht. Indem den jeweiligen Digitalisaten Metadaten nicht nur in Form ausführlicher Beschreibungen, sondern auch in Form von verlinkten Normdaten etwa zu Personen, Körperschaften und geographischen Beziehungen beigefügt werden, lassen sich über einfaches „Weiterklicken“ problemlos zugehörige Digitalisate auffinden und Zusammenhänge erschließen.

Betrachtet man etwa einen hessischen Dukaten des Landgrafen Friedrich I.⁴, so sind auch für Nicht-Numismatiker die gemeinhin kryptisch abgekürzten Referenzwerke über entsprechende Links leicht aufzuschlüsseln. Ausführliche Angaben zu Gewicht und Prägetechnik, Inschriften und Bildern sollten es zumindest dem schwedischsprachigen Benutzer leicht machen, einen vollständigen Eindruck der Quelle zu gewinnen.

Das Alvin-Portal soll Daten jedoch nicht nur wiedergeben, sondern

¹ Siehe <<https://sok.riksarkivet.se/sdhk> (alle Links zuletzt geprüft am 17.01.2016).

² <<https://sok.riksarkivet.se/sdhk?SDHK=9325>.

³ <<http://www.alvin-portal.org>.

⁴ <<http://urn.kb.se/resolve?urn=urn:nbn:se:alvin:portal:record-54501>.

auch Wissen generieren können. Ein Klick beispielsweise auf den Namen des Münzherrn führt zu den entsprechenden Normdaten, die auch für einen Laien erkennen lassen, dass Friedrich ebenfalls König von Schweden war.⁵ Über „Related: Search for resources“ werden sämtliche Gepräge ausgeworfen, die mit Friedrich assoziiert sind, egal ob als Landgraf von Hessen oder als König von Schweden. Sobald im Alvin-Portal weitere Digitalisate, seien es Urkunden, Mandate, Gemälde oder andere Objekte, mit dem Namen des Landgrafen und Königs getaggt werden, fügt die Datenbank sie automatisch der entsprechenden Suche bei.

Während in Schweden mithin ähnliche strukturelle Probleme für die historischen Hilfswissenschaften bestehen wie in Deutschland, nimmt man auf die daraus resultierenden Defizite bei Wissenschaftlern und der Allgemeinheit größere Rücksicht als dies im deutschsprachigen Raum der Fall zu sein scheint. Über die Digitalisate werden von einer verschwindenden Minderheit an Spezialisten somit auch hilfswissenschaftliche Kenntnisse an die große Mehrheit von Historikern vermittelt, die auf diesem Gebiet weniger bewandert sind. Auf diese Weise lässt sich Interesse an den vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten der Originalquellen wecken, die sich unter Einsatz unterschiedlicher Hilfswissenschaften eröffnen. Dies resultiert nicht zuletzt in Lehrveranstaltungen in einem spürbar wachsenden Interesse. Dadurch wird der *material turn* in der Geschichtswissenschaft verstärkt, der seinerseits weiter vermehrtes Interesse an den Hilfswissenschaften erwarten lässt.

Ancillary Disciplines: A Report from Canada

von Lawrin Armstrong

I am grateful to Eva Schlotheuber and Rüdiger Bösch for launching this discussion about the ancillary disciplines and digital humanities. There is, as the initial intervention suggests, a degree of irony in the fact that just as cultural resources are becoming readily available in digital form in unprecedented quantities, instruction in the skills needed to

⁵ <<https://www.alvin-portal.org/alvin/view.jsf?pid=alvin-person:26364>.

interpret them is in catastrophic decline at many German universities and, indeed, elsewhere.

I have no desire to enter the larger debate about digital humanities as such, but want to take up a point raised by Henrike Lähnemann in her recent contribution to the forum, where she quotes David D'Avray lamenting the decline of Latin instruction at the secondary and tertiary levels but nevertheless notes some signs of hope in London and Oxford. To echo D'Avray, without wishing to speak *pro domo*, I in turn want to emphasize that, though under pressure because of retirements, the Centre for Medieval Studies at the University of Toronto, an exclusively graduate department for students at the MA and PhD level in all areas of medieval studies, remains committed to instruction in the ancillary disciplines.

In Germany Latin is not considered an ancillary discipline, but in North America it must be classified as such because of the decline of Latin instruction at the secondary school level; if students have any Latin at all, they have acquired it at university. At CMS instruction in post-classical Latin therefore forms a core element of our programme: a student entering the MA year with inadequate Latin – and this is increasingly the case – will receive a total of 240 classroom hours of instruction over two years, and is required to pass two examinations of increasing difficulty without the aid of dictionaries or grammars before proceeding to doctoral dissertation research. Typical texts on the Level 2 examination are Augustine, *City of God*; Poggio Bracciolini, *Facetiae*; Otto of Freising, *Gesta Friderici*; Justinian, *De conceptione digestorum*; and the decrees of Gregory IX. Enrolment in Medieval Latin 1 this year is 22. Doctoral candidates in the Department of History studying medieval topics are also required to pass the CMS Level 2 examination.

Any student who wants to work with manuscript sources will receive a further 72 hours of instruction in palaeography over a year, during which they will prepare weekly transcriptions which are corrected and form a component of the final grade in the course. Enrolment in this course is normally 20-25.

Those working with documentary sources will then usually enrol in the seminar on diplomatic, where they receive 24 contact hours over one term and prepare editions of eight documents drawn from England,

France, Germany, Italy, and the papal chancery in accordance with the norms of the International Commission on Diplomatic. Students who study literary or philosophical texts receive 24 contact hours in a seminar on recensionist editing, where they edit three texts from classical antiquity and the Middle Ages. Codicology provides 24 contact hours on understanding and describing the physical composition of manuscript books. In all three courses, weekly assignments are assessed and form part of the final mark. The programme is very labour-intensive and absorbs most of the efforts of the four professors dedicated to these disciplines.

A (hypothetical) student who enrolled in all of the courses I have described would receive a total of 384 hours of classroom instruction in what might be broadly described as the ancillary disciplines necessary to interpret the flood of material that is becoming available in digital form. I should add that students at CMS are required to demonstrate at least a reading knowledge of French and German, tested by examination.

Register
Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Armstrong, Lawrin 100	Moeller, Katrin 69
Bösch, Frank 7, 16	Müller, Harald 25
Crane, Gregory 84	Olsen, Jon 34
Fickers, Andreas 52	Pfanzelter, Eva 43
Hamburger, Jeffrey F. 21	Prinz, Claudia 1
Haslinger, Peter 72	Rahlf, Thomas 62
Hiltmann, Torsten 79	Rehbein, Malte 45
Hohls, Rüdiger 1	Reick, Philipp 65
Johrendt, Jochen 41	Scheuermann, Leif 58
Keupp, Jan 89	Schlotheuber, Eva 1, 7, 16
Krajewski, Markus 37	Schmale, Wolfgang 23
Lähnemann, Henrike 93	Spickermann, Wolfgang 58
Mäkeler, Hendrik 96	Tönsmeyer, Tatjana 72
Märtil, Claudia 36	Ubl, Karl 59
	Vogeler, Georg 29